

MAL MOE

MALMOE ist eine alltagsbegleitende Maßnahme
www.malmoe.org · redaktion@malmoe.org 50 Cent

68

BLUMENKINDERAUSGABE

WOS IS IS

Könnten Sie auch nur mit einem Auge funzeln? 5-7

DIE 120 TAGE VON CASAPOUND

Neofaschismus und Avantgarde in Italien 10-11

KA KINETTN

Wohnungslosigkeit in Wien und Budapest 18-20

UNWETTER MIT SYSTEM

Neue Repressalien des Staatsapparats 21-22

AUFMANDLN UND AUDIRNDLN

Der Hype um die Tracht 25-26

VOM DSCHUNGEL AUF DIE WIESN

ALLTAGSDISKURSE 3-4

WARUM NUR WARUM?

REGIEREN 12

REPARATURSEIDL & FLUCHTACHTERL

WIDERSPRECHEN 13

KAPITAL SCHLAGEN

VERDIENEN 14

RADLN IST SILBER, PARADLN IST GOLD

FLANIEREN 15

TANZ DER MOLEKÜLE

TANZEN 16

TRENTT EUCH! MÜLLSPALTUNGEN

DISKURSIV 23-24

VERDAMMTE MAULWÜRFE

ERLEBNISPARK 27-31

NEUE GALERIE

To be remembered:
Linda Nkechi Louis



IMPRESSUM

MALMOE: www.malmoe.org, **E-Mail:** redaktion@malmoe.org

DVR-Nr. 2108201

Kontonummer: 01810665501 bei der BAWAG (BLZ 14000)

Redaktion: Volkan Ağar, Patrick Anthofer, Rosa Danner, Christian König, Paula Pfoser, Gudrun Rath, Sophie Schasiepen, Marijan Schreckeis, Nikolai Schreiter, Nikola Staritz (star), Beat Weber, Renée Winter, Konrad Wolf

Bildredaktion: Nils Olger

Webbetreuung: Markus Griesser, Sophie Schasiepen

Ständige Mitarbeit: Eva Egermann, Petra Karlhuber, Ingo Lauggas

Lektorat: Regine Schwendinger, Alena Pfoser, Clemens Schmiedl, Sam Osborn, Antje Herdes, Sarah Gerschel

Covertapete: Sanja Jelic (www.sanja.at)

Layout & Grafik: Patrick Anthofer, Irma Tulek

Druck: Herold Druck- und Verlag AG, Faradaygasse 6, 1030 Wien

Ausgabe: MALMOE 68, Oktober 2014

EDITORIAL

Liebe Leser_innen,

es ist wieder einmal spät, wir sitzen im Büro unseres Grafikers und essen Pizza. In der MALMOE 68 selbst geht es aber nicht so gemütlich zu. Ganz im Gegenteil. Der Islamische Staat wütet im Nordirak und in Syrien und beschäftigt die Welt und auch uns. Geographisch etwas näher treiben die neuen Neo-Faschist_innen von CasaPound in Italien ihr Unwesen. Es wird kälter... deshalb stehen auch wieder die Winterpakete für wohnungslose, nicht-österreichische Staatsbürger_innen vor der Tür, Anlass für uns, Wohnungslosigkeit in Wien zum Thema zu machen. Auch um's Wetter, nämlich um den Staatsanwalt Kronawetter, geht es im Repressions-Schwerpunkt, in dem die neue Flut an Kollektivstrafen gegen Linke und Fußballfans diskutiert wird. Ebenso viel Spaltkraft verursacht das Reizthema Mülltrennung: Ja, nein oder doch nicht? Wie mit der MALMOE nach dem Lesen zu verfahren ist, erfahrt ihr hier. Und etwas bunter geht es dann auch in den Texten zu, die den Hype um die Trachten betrachten. Wie immer, ur viele Themen nur für euch! Und eine Heftpräsentation gibt es diesmal auch – am 22. Oktober um 20:00 Uhr im que[e]r. Kommt und diskutiert mit uns die vielen Texte und Themen. Die Welt kann ja eigentlich nur besser werden.

Hochachtungsvoll, die Redaktion

PS: Du möchtest ein (Soli-)Abo? Oder ein T-Shirt?

Dann werde eine MALMOEse und bestell unter www.malmoe.org

PPS: Wie Zwezler schon sagte: „Hier in unserem Büro ergibt alles einen Sinn.“

NEUE GALERIE (Seite 8–9)

To be remembered: Linda Nkechi Louis

(Siehe auch Text S.4)

Stencil/Sprühvorlage: „Share your privileges“

und Stills aus dem Video „Home is where i can play“, eine Produktion von Planet 10 und Rosa Lila Villa im Rahmen von Wienwoche 2012.

AUF SEITE 17

findet sich Marlene Harings *False Friend (In Your Face)*. Die Fotoarbeit wurde 2012 als 2,4m hohe Lichtbox oder *Walk-in Pussy* für den Eingang der Ausstellung *VOLLMLICH. Der Bart als Zeichen* im Lentos Kunstmuseum Linz konzipiert.

Marlene Haring lebt und arbeitet in London. In Wien ist derzeit ihre Arbeit *Photoboothautograph* in der Ausstellung *Intimacy* im Künstlerhaus am Karlsplatz zu sehen. Als Teil des Künstlerduos *halt+boring* war sie auch bereits in *malmoe #5* vertreten.

Mehr zu ihrer Arbeit hier: marleneharing.com

AUF DER BILDSTRECKE

zeigen sich Eindrücke einer Recherche-Reise in den Parco storico di Monte Sole im Mai 2013.

Vor 70 Jahren, von 29. bis 1. Oktober 1944 ermordete die SS-Aufklärungsabteilung 16 unter SS-Sturmbannführer Walter Reder im emilianischen Apennin zwischen Grizzana und Marzabotto etwa 770 Zivilist*innen – zu meist Frauen, Kinder und ältere Menschen.

Dies war der Höhepunkt einer Eskalation der Gewalt, die bereits im Juli 1944 im Hinterland der Front begonnen hatte. Unter dem Vorwand der „Bandenkämpfung“ wurden arbeitsfähige Männer deportiert, Zivilist*innen ermordet und ganze Ortschaften ausgelöscht. Vergeltung, Abschreckung und die Verbreitung von Terror waren die dahinterliegenden Motive. Erst der Vormarsch der Alliierten setzte dem Morden ein Ende.

Der Kriegsverbrecher Walter Reder wurde 1951 in Bologna für die Massaker in Marzabotto, San Terenzo und Vinca zu lebenslanger Haft verurteilt. Anhaltendes Lobbying und Interventionen der katholischen Kirche sowie der österreichischen Bundesregierung erwirkten 1985 die vorzeitige Haftentlassung des 1956 wieder eingebürgerten „letzten österreichischen Kriegsgefange-

nen“. Sein Reuebekenntnis wiederrief er daraufhin in einem Zeitungsinterview.

Während seitdem deutsche Bundespräsidenten zumindestens in Marzabotto und Sant'Anna di Stazzema vor Ort waren, herrscht in Österreich nicht einmal betretenes Schweigen.

In Deutschland wird aufgrund eines Klagserzwingungsantrags des Überlebenden Enrico Pieri derzeit die Wiederaufnahme des Prozesses gegen den 93-jährigen Gerhard Sommer vorbereitet. Sommer, ebenfalls ein Offizier der 16. SS-Panzer Grenadier-Division, wurde 2005 in Italien für das Massaker in Sant'Anna di Stazzema in Abwesenheit zu lebenslanger Haft verurteilt, von der deutschen Justiz jedoch bis heute nicht ausgeliefert. Nun besteht Hoffnung, dass die Hamburger Staatsanwaltschaft das Verfahren noch zu dessen Lebzeiten zu Ende bringt.

<http://www.montesole.org>

<http://www.resistenza.de/index.php/kriegsverbrechen>

<http://www.gedenkorte-europa.eu/content/list/242/>

<http://www.gedenkorte-europa.eu/content/list/27/>

<https://stazzemafahrt.wordpress.com>

INHALT UND AUTOR_INNEN

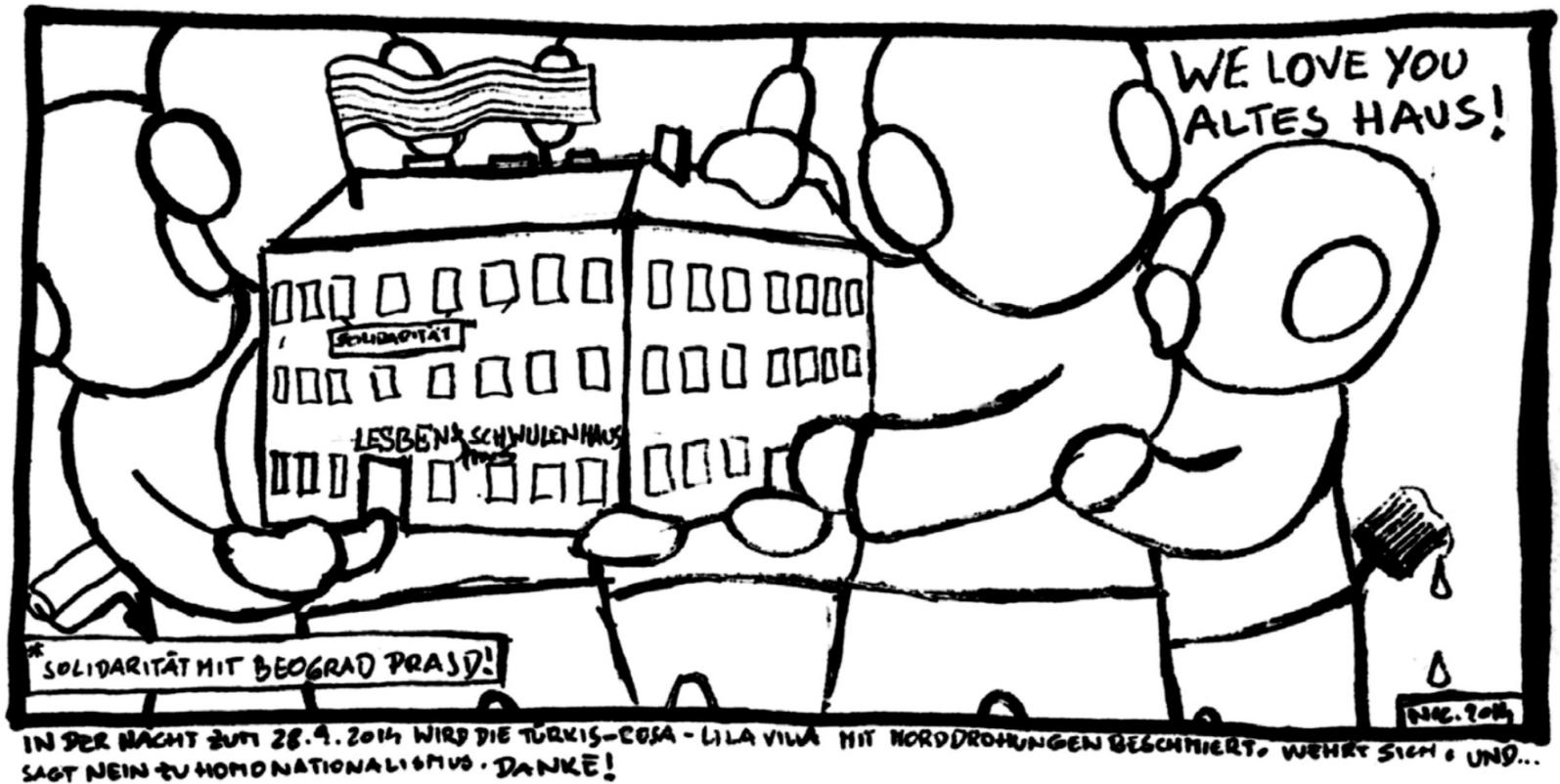
3 Nikola Staritz: Malmoe auf der Wies'n / **Nikola Staritz:** Malmoe im Dschungel / **Rats:** Alltagsmonolog einer Nicht-Reisenden **4 Linda's friends from Planet 10:** Share your Privileges **5 Thomas Schmidinger:** Halsabschneider und Khalifendarsteller **6 Max Zirngast:** Der Sonne von seinem Leid erzählen / **Sabine Küper-Büsch:** Mit der Kalaschnikow unter dem Bett **7 Hannes Bode:** Finanzjihad und Racketfiskus / **Moussa Al-Hassan Diaw:** Der sogenannte Islamische Staat **10 Nikola Staritz:** Mussolini, Artifex **11 Redaktion MALMOE:** Interview über Casa Pound „Nonkonformistische Faschisten“ **12 Julia Edthofer:** Antisemitismuskritik oder Rassismuskritik? / **Joseph Maria Sedlacek:** Dr. Arne Elsen **13 Gudrun Rath:** Interview „Zurückzahlen“ / **Carla Küffner:** Bewegungsfreiheit! **14 Robert Rothmann:** Computer says No / **Pinguin:** Warum Picketty? **15 Isa* Garde:** Interview „Lauter als die Norm“ / **Alec Hager:** Ordnung macht Baum macht Mobilitätsentscheidungen **16 Christian König:** Interview „Where no one has gone before“ **18 Wolo in Wien:** Mobilität und Kontrolle der Stadt **19 Wolo in Wien:** Die Stadt gehört uns allen **20 Wolo in Wien:** Migrations und Wohnungslosenhilfe **21 Anita Rep:** Comeback von Strafrecht und Kollektivschuld **22 Annika Settergren:** Kronawetter. Ein Mann für schmutzige Sachen **23 Laurin Lorenz:** Der Auf- und Abstieg eines Müllapostels **24 Casper Schmidt:** Alles muss in Flammen stehen **25 Rosa Danner:** Interview Stilisierte „Ursprünglichkeit“ **26 Melanie Letschnig:** Ausgestellte Typologien / **Yvonne Reith:** Tracht reloaded **27 Bea Gernejein & Rosina Brunner:** Hamburg, Hafen & Humor / **Sheri Avraham:** International Lover **28 Nora Sternfeld:** Die Rache der Dinge / **So:** Die Suche nach Artikulationen von Ideologien **29 Nikola Staritz:** Interview „Roller Derby ist voller Heldinnen!“ **30 Nikola Staritz:** Über den Roman „Nachkommen“ von Marlene Streeruwitz / **Georgia Holz:** Über Utopien sprechen **31 your real crime inc.:** Moiks Wahn / **Chicklit:** Für Sie immer noch Lady Bag / **Erk Schilder:** Serien sind das neue Kino



jungle-world.com/abo

Nichts für Dummys.

Wochenzeitung
Jungle World



ALLTAG IN MALMOE I MALMOE AUF DER WIES'N

Dem Volksstimme-Fest, Kern- und Angelpunkt der Wiener Linken seit 1946, ist nun endlich auch ein literarisches Denkmal gesetzt: Zeitgerecht zum Fest 2014 erschien der Roman „Jesuitenwiese“ im wunderbaren Zaglossus-Verlag. Hinter der vordergründigen Handlung – gesucht werden die verschwundenen Milliarden der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ) – geht es um das Verhältnis von Pop und Politik, Reflexionen über Utopien und Prekarität in Wissenschaft und Journalik. Und vor allem geht es zeit-historisch um Geschichte(n), Politiken und Auseinandersetzungen eines Teils der Wiener Linken, der rund um die Anti-Schwarzblau Proteste der 2000er festgemacht werden könnte. Diese politische Kultur einer zumeist undogmatischen, tendenziell unorganisierten, progressiven Linken ist Hintergrund, Thema und Antrieb des Romans. Und MALMOE ist zentraler Teil dieser politischen Kultur. In seinem Alter-Ego als NOVELA (ja, liebe Leserinnen und Leser, so könnte MALMOE heute heißen!) tritt MALMOE in „Jesuitenwiese“ auf und ist journalistisches Begleitprogramm der Handlung. Geschichte und Anspruch des Zeitungsprojektes (gegründet 2000) werden dargestellt und enthüllen auch für manch aktuelle Redakteur_in ein noch nicht bekanntes Detail. „Ihm schwebte ein Magazin für das digitale Prekariat vor, nicht zu hermetisch und auch nicht jargonhaft, mit Pop-Appeal und Raum für feministische Positionen.“ (S.72) Das kann auch heute als Selbstbeschreibung für MALMOE noch so durchgehen – außer das Wort „digital“, der Schwerpunkt auf Netzkulturen und digitale Medien ist in den letzten 14 Jahren etwas verloren gegangen. NOVELA/MALMOE war, so steht's in „Jesuitenwiese“, „Teil einer umfassenden politischen Analyse. Wir sind davon ausgegangen, dass sich die Produktionsbedingungen Ende der Neunzigerjahre gerade grundlegend geändert haben. Du kennst die neoliberalen Stichworte: Verschlingung (...) Flexibilität der Arbeit (...).“ Den dadurch produzierten Vereinzelten – den neuen Kreativen, Prekären und Projektmitarbeiter_innen, nicht aber den „grässlichen Hipsters“ – sollten Foren geboten werden, in denen sie „Teil einer Bewegung“ werden konnten. „Novela war ursprünglich als ein Ort des Austausches von Erfahrungen in unterschiedlichen Bereichen gedacht.“ (S.223f) Hat sich seit 2000 wirklich so wenig geändert? Alles Gesagte ist für MALMOE „still so true“.

Doch nochmal zurück zum Roman selbst: Auf die Frage, wie politisch Emanzipatorisches, Linksradikales und Feministisches, formal und inhaltlich in einem Roman diskutiert werden können ohne dass das Geschriebene streckenweise krampfhaft und bemüht daherkommt, kann natürlich auch der Roman „Jesuitenwiese“ keine Antwort geben. Das wäre aber auch sehr viel verlangt. In dem Sinne: ein gutes, schön und unterhaltsam zu lesendes Buch das viel einer politischen und kulturellen Auseinandersetzung zu kommunizieren vermag, in der sich wohl so einige von uns wiedererkennen. Unbedingt Lesen! Und dann: NOVELA a.k.a. MALMOE abonnieren!

Nikola Staritz

Fanny Blisset: „Jesuitenwiese“, Zaglossus Verlag, Wien 2014
www.zaglossus.eu

ALLTAG IN MALMOE II MALMOE IM DSCHUNGEL

Die meisten von uns leben ja hier, in dem Sinne ist Österreich für uns alle irgendwie Alltag – ob wir wollen oder nicht. Doch wie stellen sich die hiesigen Verhältnisse für die aus Deutschland kommende *Jungle World* dar? Die immer wieder als unser „Schwester-Medium“ bezeichnete, linke Wochenzeitung gastierte im September in Wien und produzierte vom WUK aus ihre heurige Auslandsausgabe. MALMOE hat sich mit – fast allen – Redakteur_innen im Weinhaus Sittl getroffen und mit einigen auch gesprochen: Neben der Entstehungsgeschichte – ein Teil der „Jungen Welt“ Redaktion gründete 1997 im Streik gegen die Absetzung des Chefredakteurs und das damit drohende Ende einer undogmatisch Linken und antinationalen Berichterstattung die *Jungle World* – sprachen wir vor allem über Österreich (hauptsächlich Wien), wie es sich für nicht hier Lebende darstellt und was anders ist als in Deutschland. Dabei haben wir auch Neues gelernt.

Zum Beispiel erweckt Wien den Eindruck, internationaler zu sein als Berlin. „Es scheint im Alltag viel normaler, dass andere Sprachen gesprochen werden. Mir kam Wien viel offener vor. Auch wenn es Rassismus natürlich gibt“, meinte N., und M. ergänzte: „Wien wirkt vielfältiger, durchlässiger. In Berlin gibt es starke Communities, die jeweils abgeschlossen sind“. Ob das vielleicht an der Kleinheit und den wenig ausgeprägten Subkulturen in Wien liegt? Dazu I.: In Berlin seien die Viertel groß genug und bieten grundsätzlich alles. Das eigene Kiez würde selten verlassen werden. „In Wien ist das anders: du verabredest dich auch am Ende der Stadt, es gibt nicht den einen Alternativbezirk, dadurch bewegt man sich selber mehr durch die Stadt und tauscht sich aus.“ Was den Besucher_innen aus dem Dschungel auch noch auffiel: Orthodoxe Jüd_innen sind im Berliner Stadtbild überhaupt nicht sichtbar, in Wien, ebenso wie in Budapest und anderen Städten, die alle nicht unbedingt als besonders liberal, weltoffen oder antifaschistisch gelten, interessanterweise schon. In Berlin gibt es augenscheinlich kein öffentliches jüdisch-orthodoxes Leben. Das hat uns von MALMOE etwas schockiert.

Für uns weniger überraschend wurde die politische Kultur der Sozialpartner_innenschaft bemerkt und eine Konfliktscheuheit und Konsenssucht konstatiert, die „noch brachialer“ als in Deutschland sei. Mit ambivalenten Konsequenzen, meint B.: „Du hast in Deutschland schon eine Streikrate zum Weinen – und in Ö ist das noch schlimmer. Gleichzeitig ist der Arbeitsmarkt hier weniger hart. Am Abend kannst du einfach nicht mehr einkaufen gehen ab sieben. Punkt.“ Jaja, die Ladenöffnungszeiten haben so manche_n Besucher_in zur Behauptung verleitet, dass Wien das Ende der Welt ist.

Alles anders ist dann aber auch wieder nicht: Erster Weltkrieg, Holocaust und zweiter Weltkrieg, da zogen Deutschland und Österreich an einem mörderischen Strang. Das postnazistische Österreich? „Da ist einfach nix passiert. Als blockfreier Staat war Österreich eingefroren.“ (B.) Ähnlich ist auch die innerlinke Debatte: Antiimps versus Antinationale, die Debatte teilte auch die österreichische Linke. Auch wenn I. zuerst dachte, in Österreich seien alle anti-deutsch, weil „alle gegen die Piefke sind“. Dass deutsche Medizinstudis und Berufsdemonstrant_innen problemlos gehasst werden können ohne einen Funken Anti-Deutschheit, war dann aber auch bald klar. Und sonst? „Ich bin ein Fan von

Ulrich Seidl“, sagte F. Und überhaupt: „in Österreich gibt es viel guten Film – deutsche Filme sind eher scheiße“. Nach Gesprächen über Seidl, Josef Hader und Johannes Grenzfurthner dann die blasphemische MALMOE-Frage nach der Präsenz von Frauen in den personalisierten Kulturberichten. Punkto Geschlechterverhältnis gibt es nämlich tatsächlich eine Differenz zwischen der *Jungle World* und der MALMOE, da erstere einfach nicht konsequent geschlechtergerecht schreiben will. Anyway: Interessante Erkenntnisse gab's an diesem Abend unter Freund_innen dank dieses kurzen Außenblicks auf Österreich. Zu einer Patriotin wird die MALMOE aber trotzdem nicht. Versprochen.

Nikola Staritz

Die *Jungle World* ist seit kurzem wieder in Österreichs Trafiken zu kaufen; das Abo gibt es unter www.jungle-world.com

ALLTAGSMONOLOG ... EINER NICHT- REISENDEN

Oder: Post Scriptum zum Sommer

Wenn ich reise, bemerke ich oft, dass ich nicht gerne reise. Das zu sagen, ist frevelhaft im Sommer, wo die Entspannungssucht und Unterhaltungslust viele „in die Ferne“ treibt. Staus am Weg in den Urlaub. Die Massen am Meer, wo es doch „zuhause“ in der Stadt gerade so angenehm leer ist und das Gänsehäufel alle Bedürfnisse befriedigt. In den Flieger steigen und die Höhenangst überwinden. Verloren, mit viel zu schwerem Gepäck durch die Straßen irren. Sich dabei erwischen, Folklore „ganz nett“ zu finden und doch keinen Zugang zu den alternativen Räumen zu finden. Das Gefühl haben, überall immer nur an der Oberfläche zu kratzen – bei persönlichen Beziehungen ebenso wie beim Erkennen der gesellschaftlichen Verhältnisse. Sich in Lokalen lächelnd mit Menschen unterhalten, die doch nur Blödsinn reden und denen ich mit angemessenen Sprachkenntnissen gerne meine Meinung ausdifferenziert hätte. Nicht einschätzen zu können, welche „Warnungen“ ernst zu nehmen sind und welche von Ressentiment geprägt sind – nicht zuletzt dir, der reisenden Frau, gegenüber. Fiebernd das nächste Internetcafé suchen, weil sich das völlige Abschalten mal wieder als illusorisch erwiesen hat. Nach einer verstehbaren Zeitung gieren, weil irgendwann das Gefühl entsteht, jenseits dieser Welt und ihrer tagesaktuellen Geschehnisse zu stehen. Wichtige Erkenntnisse habe ich eigentlich immer nur da gewonnen, wo ich am meisten bin und am tiefsten in die Verhältnisse blicken kann – der Wirtshaustisch ist mir näher als die unendliche Weite. Bücher zu lesen von Menschen, die das, was mich am Reisen nervt, zu dem erklären, was sie reizt, und das beeindruckend zu finden, ohne dass der Wunsch nach Wegfahren entsteht, ist eine solche Erkenntnis.

rats

Literaturtipp für Reise(-un-)lustige und solche, die es noch werden wollen:

Nina Sedano: „Die Ländersammlerin. Die meistgereiste Frau Deutschlands berichtet“, Eden Books, Hamburg 2014

DR. SOMMERINNEN TEAM

Rosa Costa & Katharina Röggl

WORKSHOP
»Liebe, Sex und Zärtlichkeiten«Wann: 12.12.2014 von 10:00 – 17:30 Uhr
Wer: offen für alle! Wo: Amerlinghaus, Raum 4Anmeldung und Infos unter: kritischebildung@riseup.net
<http://kritischebildungsarbeit.blogspot.de>

Liebe Leser*innen,

seit vielen Monaten stellen wir hier regelmäßig fest, dass das Leben als Feminist*in nicht leicht ist. Nicht nur Diätjoghurt und Lohnschere machen uns das Leben schwer, nein, auch in unseren Betten und Köpfen ist es nicht gerade einfacher geworden. Gerade beim Thema Sexualität ist es oft besonders kompliziert, die Widersprüche zu umschiffen, die entstehen, wenn wir unseren eigenen Ansprüchen genügen und gleichzeitig ein befriedigendes Sex- und Beziehungsleben führen wollen. Feminist*innen haben besseren Sex heißt es, und auch wenn das allerhöchstwahrscheinlich stimmt, ist der Weg dorthin doch ein beschwerlicher. Einige der Steine, die uns dabei im Weg liegen wurden in den letzten Monaten hier thematisiert – ratsuchende Mails an das Dr. Sommerinnenteam haben verschiedenste Fragen aufgeworfen. Da war Anne, die öfter Lust auf Sex hat als Tobias. Da war Maia, die gern ein Kind will, aber ihre Freundin Isra nicht. Da war Yassir, der Poly toll findet, aber trotzdem eifersüchtig ist. Und Judith, die sich fragt ob sie verantwortlich ist, wenn ihre Affäre seine Beziehung belügt. Lorelei, die gar nicht mehr weiß, wie flirten eigentlich geht. Und Jan, der beim Sex mit seinen patriarchalen Bildern kämpft. Und noch in vielen anderen Mails wurden Fragen gestellt, denen wir begegnen, wenn wir nicht einfach den klassischen Geschlechter- und Beziehungspfaden folgen wollen.

Wir wollen nun die Kollektivierung von Erfahrungen auf eine neue Ebene heben – mit einem bewährten feministischem Instrument: dem face-to-face Austausch! Deshalb laden wir ganz herzlich zu unserem Workshop „Liebe, Sex und Zärtlichkeiten“ ein. Dort wollen wir gemeinsam über Sex sprechen – mit allem was dazu gehört: sexuelle Praktiken, Gefühle, Wünsche und Ängste, soziale Beziehungen, romantische Zweierbeziehungen, Multi-Lustige-Konstruktionen, internalisierte Sexismen und patriarchale Bilder, sowie antisexistische Utopien und feministische Strategien, wie etwa das Zustimmungskonzept. Dabei achten wir besonders auf eine angenehme Atmosphäre und den behutsamen Umgang mit Bedürfnissen – wir wollen einen sicheren Rahmen für Austausch und Kommunikation schaffen. Und wir wollen Spaß haben. Gemeinsam werden wir die langersehnten Antworten auf die z.B. in dieser MALMOE-Kolumne gestellten Fragen zwar vielleicht auch nicht finden, aber zumindest darüber diskutieren.

Wir freuen uns auf dein Kommen!

Liebe Grüße,
dein Dr. Sommerinnen-Team

SHARE YOUR PRIVILEGES

To be remembered: Linda Nkechi Louis

„What is normal? Is there anything or any person that is normal – in this world? I've been asked that question all my life. Try to be normal. What is being normal? I think I am normal. Because I don't want to be like everybody. I wanna be me. And that makes me normal for me.“

»... DAS SIND DEINE LEUTE«, SAGTE UTE BOCK 2003 ZU LINDA. Mit dem Satz meinte Ute Bock, in deren Büro Linda oft war, das Frauen_Lesben_Migrantinnen_Bündnis. Vor allem wies sie mit ‚deine Leute‘ auf die Lesben im Bündnis hin, welches sich zu diesem Zeitpunkt auf Grund der vielfachen Kritik an essentialistischen Identitätszuschreibungen schon in ‚Post Border Feminists‘ unbenannt hatte. So brachte Ute Bock uns zusammen. Einige Jahre später – da war Linda längst Teil der Gruppe – gab es einen neuen Ort in Wien: Planet 10.

IN 2009 LINDA CO-FOUNDED PLANET 10, a collectively used, organized and owned house that was meant to become ‚neutralised property‘, belonging to nobody, used by political activists. Linda was central to the group, which is mixed in many ways: many genders, languages, different ideas, lots of origins – locally, materially, politically. It's a project to redistribute privileges, such as money, inheritance, work, space, papers, knowledge or a place to live.

Schreiben über Linda, von ihr, anstatt mit ihr. Wir waren die letzten Jahre damit beschäftigt, zusammen unsere politischen Wünsche umzusetzen. Das wollen wir immer noch, obwohl wir uns nicht vorstellen können, wie das gehen soll – ohne Linda. Sie hat dem Haus den Namen gegeben. Ein eigener Planet. Im 10. Bezirk. Planet 10. Benannt nach dem von Kit (Pam Grier) betriebenen Café ‚planet‘ in der lesbischen TV-Serie ‚The L-Word‘. Linda made it possible: Hochglanzserie und autonome Politik. Alles nebeneinander. Mit Linda war Planet 10 kein nüchternes Polit-Projekt mit abgesteckten Zielen und festgeschriebenen Formaten. Sondern ein Ort, um Zeit miteinander zu verbringen und Erfahrungen zu teilen, verbunden mit Fragen nach und Wissen um individuelle Lebenssituationen und rassistische Strukturen. Linda hatte das Anliegen und Spaß daran, paradox zu intervenieren und zu unterstützen. Mit dem Ziel, gemeinsam zu kämpfen, Infos

weiterzugeben, miteinander in Kontakt zu sein und zu bleiben, darüber zu streiten, wie und was und mit wem, Privilegien zu benennen, Herkunftsösterreicher_innen herauszufordern.

SHARE YOUR PRIVILEGES

„For me happiness is when you are really content with everything surrounding you, the people, the place, the things. Including not having money and having money. You could have no money and be happy. You could have money and still be happy.“

Auf der Privilegienskala 0 – 10 stand Linda Nkechi als Kind einer wohlhabenden Familie ganz oben: beste Schule, Elite von morgen. Gleichzeitig war sie als lesbisches Mädchen ein Outcast, scheißalleine auf der obersten Privilegienstufe 10. Irgendwann, längst erwachsen und abwechselnd in den USA und Nigeria lebend, kam sie nach Wien, zufällig, ein Zwischenstopp. Und blieb. Als nigerianische Staatsbürgerin. Schluss mit Privilegien, Status weg, kein Deutsch, keine Wohnung, kein Job, kein Geld, zurück auf Null. Dann langsam wieder aufgestiegen, Wohnung, Papiere, Versicherung, Jobs. Aber Deutschzwang, Prekarität, allgegenwärtiger Rassismus, auch im LGBTIQ-Wien, z.B. in Form von Exotisierung. Immerhin alte Privilegien im Rücken: wohlhabender Hintergrund, Selbstsicherheit, Academia, geschliffenes Englisch, bürgerliche Umgangsformen. Aber keine Anerkennung der Diplome, ethnische Profiling im öffentlichen Raum, immer noch Deutschzwang. Irgendwann ist Linda auf der Privilegienleiter herumgeturnt, ohne Rücksicht auf Eleganz und Regeln, kopfüber, que(e)r, hat andere mitgezogen, sich wieder fallen lassen, hat geblüfft, taktiert, getauscht, verbunden, war überall zuhause zwischen 0 und 10, zwischen Bodenhaftung und Griff nach den Sternen, hatte immer einen Plan B in der Tasche und die Forderung an ihre friends und alle anderen: „whatever fucking privilege you have – share it!“

Telling others what has to be done, that was Linda, organizing the planet 10 group, knowing about the qualities that everybody puts into making it work. Being there, staying away, sometimes untergetaucht und nicht da, then back doing things nobody wants to do, talking to people, keep on talking, confronting others with things, which can't be ignored. Asking and giving personal advice as someone who has principles and knows what is essential.

And sometimes, well mostly, giving the right advice, but if not, then at least you, the other person, knows what you don't want. As a friend and then sometimes as a friend with a mothering tone. Then laughing out loud, slapping her knees, telling explicit jokes, being out and proud in many ways. Wanting the planet to be like this, friendship based, extended family like, political, personal. Queer, anti-racist, multiple, changeable und recht konkret, am Boden, bei den Verhältnissen. Linda had a huge part in creating this place, diesen Planeten: für manche D.I.Y.-Baustelle (Do It Yourself), für andere eine Schneiderei, umgewandeltes Nazi-Erbe-Geld, billiges Bier, Wohnort, Kültür, Space for Black Women, Hort der Randalen, ‚Sprachkrankenhaus‘ ...

„Nobody knows what is really going on at planet10. It is the house of various communities. And they should meet here, talk, and listen to each other.“

PLANET 10 IST (NICHT) LINDAS FAMILIE

„True friends are hard to find, difficult to lose and impossible to forget“, hängt über Lindas Küchentür. Wir nennen es Freundschaft. Trotz facebook und friends-Hysterie. Wir nennen es communities, sisterhood, families oder queer families. Wir benutzen diese Konzepte, wir füllen sie mit alltäglicher politischer Praxis, mit Leben und mit Liebe, auch mit Brüchen. Am Ende des Tages nicht nach Hause gehen, nicht sich trennen müssen. Krankheit trennt Menschen von ihrem Umfeld, von Freund_innen und oft ist nur noch die Familie da, als einziges Konzept der Pflege und Sorge für Sterbende oder als Ort des Rückzugs. Staat und Gesetz regeln und unterstützten heteronormative Strukturen und Vorstellungen davon, was eine Familie ist und wer pflegen darf und soll. Das beginnt damit, wer laut Gesetz als offizielle Ansprechperson in Notfällen gelten darf, geht weiter damit, dass das in Anspruch nehmen von Pflegegeld die Einbürgerung erschwert, und endet mit dem Erbrecht und wer offizielle Papiere unterschreibt und in welcher Sprache.

„Wer sind die Menschen, die sich um Frau Louis kümmern?“, fragt die mobile Hospiz-Ärztin. Ihr Blick fällt auf das Plakat über Lindas Bett: ‚Safe sex is hot sex‘, lesbisches Aidshilfeposter. Gegenüber zielt die Malerin Maria Lassnig mit einer Pistole in den Raum, die zweite Pistole

hält sie an die eigene Schläfe, ‚Du oder Ich‘ heißt das Selbstportrait.

Linda ist bei uns geblieben und wir bei ihr. Linda hat sich entschieden und den ganzen Tag mit uns verbracht und wir mit ihr; den Abend und dann auch die Nacht. Gemeinsam haben wir die normierenden Regeln und Kernfamilienstrukturen gebrochen.

„If I didn't define myself for myself, I would be crunched into other peoples fantasies for me and eaten alive“ (Audre Lorde) hängt an der Wand neben Maria Lassnig und soll auch in der Wohnung in Lagos aufgehängt werden. Das ist der Plan, wenn die Medizin wirkt, und Linda wieder nach Nigeria fährt.

Linda Nkechi Louis died on Thursday, 24th of April in her flat in Vienna. Her brother and friends were with her during her last weeks and months. Linda left her political energy with us although she is gone and although we struggle going on without her. Linda connected communities on her planet. With Linda this space learned that sharing privileges is a daily reinvented and developed political practice. With Linda this space learned about the political importance of differences in privileges - and that searching for ways to collectively struggle, fight, resolve, let it go unresolved and go on with what we agree is central. With Linda this space learned about collective care for each other. Now there is a void, an empty space. Together with friends and comrades Linda gave planet 10 its form and content. We need time. Time to reinvent planet 10 or find a new way to continue what we've started. With friendship, with sharing and care, with differences and fights and losses, with patience, with our political and our heart's energy. All these things are there, somewhere, as we developed it together with you, Linda. We miss you. As a dear friend: a personal friend, a political friend.

Viele haben auf einer Tour an Lindas Orte Erinnerungen geteilt und wir haben sie gefeiert – „I want a celebration“. Anlässlich ihrer, mit finanzieller Hilfe von vielen ermöglichten Beerdigung in Lagos, haben brothers and sisters ein wake keeping im Planet 10 organisiert. ‚To be remembered‘ stand auf einem ihrer T-Shirts. Im Planetenhof gibt es ein neues Graffiti:

„They make Law – You made History“

Linda's friends from planet10
www.planet10wien.wordpress.com



In diesem Schwerpunkt widmet sich die MALMOE auf unterschiedlichen Ebenen dem „Islamischen Staat“. Thomas Schmidinger gibt einen Überblick über Entstehung und Ideologie des IS. Über die Verfolgung der ethno-religiösen Gemeinschaft der Êzîdî in Sinjar und der AssyrerInnen durch den IS schreiben Max Zirngast und Sabine Küper-Büsch. Hannes Bode beschäftigt sich mit geopolitischen Zusammenhängen in der Region und erörtert Bündnisse, Feindschaften und unterschiedliche Finanzquellen der IS. Den Abschluss bildet ein Text von Moussa Al-Hassan Diaw, über die Anziehungskraft des IS und die Motive der UnterstützerInnen aus Europa, sowie den möglichen Umgang damit.

HALSABSCHNEIDER UND KHALIFENDARSTELLER

Geschichte und Ideologie des „Islamischen Staates“

Nichts, außer dem was sie am Leibe tragen, können die Flüchtlinge aus Kobanê mitnehmen. Innerhalb eines einzigen Wochenendes sind zwischen dem 19. und 21. September über 130.000 KurdInnen aus der kleinsten der drei kurdischen Enklaven Syriens über die Grenze in die Türkei geflohen. Seit dem 16. September erlebt die Region zwischen den beiden anderen kurdischen Enklaven Efrîn und Cizirê bereits ihre zweite Großoffensive durch den selbst ernannten „Islamischen Staat“ (IS). Hatten die kurdischen Selbstverteidigungskräfte YPG im Juli den Angriff der extremistischen Jihadisten noch zurückschlagen können, so droht diesmal das Ende der von rund 500.000 Menschen bewohnten Enklave. Enwer Muslim, der Premierminister des von der PYD – Partei der demokratischen Union, eine Schwesterpartei der PKK – verwalteten autonomen Kantons, will seine Heimatstadt mit allen Mitteln verteidigen. Wenn Kobanê fällt, so Muslim, dann drohe den KurdInnen hier ein „zweites Shingal“, also das Schicksal jener Êzîdî¹, deren Region im August von den Kämpfern des IS überrannt wurde und die in der Folge zu tausenden abgeschlachtet und aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Frauen, die nicht rechtzeitig fliehen konnten, werden seither als Kriegsbeute betrachtet und offen auf SklavInnenmärkten angeboten. Ihre Vergewaltigung, so die Auslegung der Scharia durch den IS, wäre völlig legal, da sie als nichtmuslimische Frauen den Siegern als Kriegsbeute zuständen und somit in das Eigentum der muslimischen Kämpfer übergegangen wären.

Seit der Eroberung der zweitgrößten irakischen Stadt Mosul durch den IS im Juni und der propagandistisch geschickt inszenierten Ausrufung eines Khalifats zu Beginn des Ramadans, scheinen die Kämpfer des IS von einem Sieg zum nächsten zu eilen. Doch was ist der ideologische und organisatorische Hintergrund dieser Organisation und was macht ihren Erfolg aus?

ENTSTANDEN IST DER IS als irakischer Zweig der al-Qaida. Nach dem Sturz des arabisch-nationalistischen Baath-Regimes Saddam Husseins durch die USA und ihre Verbündeten versammelte der aus Jordanien stammenden Jihadist Abu Musab az-Zarqawi versprengte jihadistische Gruppen unter dem Namen *Jamâ'at al-Tauhid wa al-Jihad* (Gemeinschaft für Monotheismus und Jihad). Am 17. Oktober 2004 schwor Zarqawi einen Treueeid auf Osama Bin Laden und brachte damit seine Organisation in das global agierende al-Qaida Netzwerk ein. Um diese Zugehörigkeit auch in ihrem Namen auszudrücken, agierte die Organisation von hier an unter dem Namen *Tanzim Qâ'idat al-Jihad fi Bilâd ar-Râfidain* (Organisation der Basis des Jihad im Zweistromland). In der Folge gelang es seiner Organisation im lockeren Bündnis mit Angehörigen der ehemals regierenden Baath-Partei und Vertretern arabisch-sunnitischer

Stämme, den Irak in einen konfessionalisierten Bürgerkrieg zu treiben, bei dem nicht nur die BesatzerInnen, sondern immer mehr die schiitischen IrakerInnen zum Ziel terroristischer Angriffe wurden.

Nach dem Tod Zarqawis im Juni 2006 benannte sich die Organisation unter seinem Nachfolger Abu Ayyub al-Masri in *Dawlat al-Islâmiya fi l-'irâq* („Islamischer Staat im Irak“) um und beanspruchte damit erstmals nicht mehr eine Organisation, sondern ein Staat zu sein. Tatsächlich gelang es der Organisation damals über einen längeren Zeitraum eine Reihe von zentralirakischen, sunnitisch-arabischen Städten zu kontrollieren und rudimentäre Verwaltungsstrukturen aufzubauen, für die bereits Teile der alten Baath-Partei verantwortlich zeichneten.

DIE VOM EHEMALIGEN STELLVERTRETERNDEN Vorsitzenden des Revolutionären Kommandorates der irakischen Baath-Partei, Izzat Ibrahim ad-Duri, im Untergrund reorganisierte Partei hatte sich, zunehmend von einer säkular-nationalistischen Partei einer konfessionell-sunnitischen Position angenähert, die sie anschlussfähig für jihadistische Gruppen, wie den „Islamischen Staat im Irak“ machte. Bereits unter Saddam Hussein galten die SchiitInnen – sofern sie nicht explizit regimetreu waren – als potentielle VerräterInnen, die der Kollaboration mit dem Erzfeind Iran verdächtigt wurden. Nun bildete die von den USA unterstützte, neue schiitisch dominierte Regierung des Irak ein gemeinsames Feindbild arabischer NationalistInnen und sunnitischer Jihadisten, die sich aus demselben sunnitisch-arabischen Bevölkerungssegment des Irak speisten. Die arabischen SunnitInnen, zu denen auch Saddam Hussein selbst zählte und die unter seiner Herrschaft relativ privilegiert waren, fühlten sich vielfach ohnehin vom neuen Herrschaftssystem ausgegrenzt und benachteiligt. Der relative politische und ökonomische Abstieg der sunnitischen AraberInnen ermöglichte die vordergründig absurde Allianz zwischen Jihadisten und ehemals säkularen Nationalisten. Izzat Ibrahim ad-Duri, der nach der Festnahme Saddam Husseins zum starken Mann der Baathisten wurde, galt bereits vor 2003 als religiös, hatte den Schriftzug *allâhu akbar* („Gott ist der größte“) in der irakischen Fahne und bereits in den 1990er-Jahren eine gewisse „Sunnisierung“ des Regimes durchgesetzt.

TATSÄCHLICH GELANG ES DIESER ALLIANZ aus Baathisten und Jihadisten im Sommer 2006 immer größere Gebiete unter Kontrolle zu bekommen und den Anspruch, einen Staat zu bilden, zunehmend einzulösen. Der Siegeszug der Jihadisten bildete jedoch zugleich die Basis für ihre erste Niederlage. Das Verhalten der Jihadisten gegenüber den irakischen ZivilistInnen und der Einfluss von Nichtirakern innerhalb des Netzwerkes brachten Teile der

mit ihnen verbündeten sunnitisch-arabischen Stämme gegen sie auf. Dies ermöglichte es den US-Besatzungsbehörden, diese Stämme mit finanziellen Zuwendungen und politischen Versprechungen aus der Allianz herauszulösen und mit diesen Milizen aufzubauen, die den „Islamischen Staat im Irak“ wesentlich effektiver bekämpften, als es der neuen Irakischen Armee jemals möglich gewesen wäre. Den USA gelang es zugleich mit Zugeständnissen an das bis dahin feindlich gesonnene Baath-Regime in Syrien, dieses dazu zu bewegen, die Jihadisten im Irak nicht mehr zu unterstützen und damit Baathisten und Jihadisten vom Nachschub aus Syrien abzuschneiden. Die so genannte Sahwa-Bewegung (Erweckungsbewegung) hatte zeitweise bis zu 100.000 Bewaffnete, die den Zentralirak von den Jihadisten säuberten, danach allerdings nicht – wie ursprünglich in Aussicht gestellt – in die neuen irakischen Sicherheitskräfte und die Armee integriert wurden.

Der „Islamische Staat im Irak“ und die Baathisten wurden damit zunächst wieder auf Gruppen reduziert, die sich im Untergrund neu gruppierten. Izzat ad-Duri gilt als graue Eminenz des seit Ende 2006 auftretenden *Jaysh Rijâl at-Tariqa an-Naqshabandiya* (Armee der Männer des Ordens der Naqshibandiya), einer militanten Organisation, die beansprucht, einem der wichtigsten Sufi-Orden in der Region anzugehören, deren Verbindung zu diesem allerdings unklar ist. Im Mai 2010 übernahm mit Abu Bakr al-Baghdadi erstmals ein irakischer Sunnit die Führung des „Islamischen Staats im Irak“. Unter Führung des studierten Islamwissenschaftlers sollte sich die antischiitische Stoßrichtung der Organisation noch verstärken.

DER BEGINN DES SYRISCHEN BÜRGERKRIEGES 2012 ermöglichte es der irakischen al-Qaida schließlich auch in Syrien aktiv zu werden. Im April 2013 erklärte al-Baghdadi die syrische al-Qaida-Organisation *Jabhat al-Nusra* zum Teil seiner eigenen Organisation, die in Zukunft *ad-dawla al-Islâmiyya fi al-'Irâq wa 'š-šâm* („Islamischer Staat im Irak und Großsyrien“, ISIS) heißen würde. Diese Fusion wurde allerdings von der Jabhat al-Nusra verweigert und stellte den Beginn der Spaltung zwischen al-Qaida und ISIS dar. Nach einem fehlgeschlagenen Vermittlungsversuch von al-Qaida-Führer Aiman az-Zawahiri schloss al-Qaida ISIS aus. Jabhat al-Nusra und ISIS bekämpfen sich seither in Syrien und stellen militärische Kontrahenten dar.

Vor Ort war ISIS militärisch wesentlich erfolgreicher als die Jabhat al-Nusra. Mit der Einnahme eines weiten Territoriums im Nordosten Syriens und der Kontrolle über die über 200.000 EinwohnerInnen zählende Stadt ar-Raqqa gelang es ISIS 2013 in Syrien parastaatliche Strukturen zu errichten und seit 2014 wieder in den Irak zurückzukehren. Bereits im Jänner 2014 nahm ISIS Teile der Provinz al-Anbar ein, im Juni schließlich die zweitgrößte irakische

Stadt Mosul, wo am 29. Juni 2014 ein Khalifat unter dem Namen *ad-dawla al-Islâmiyya* („Islamischer Staat“, IS) ausgerufen wurde, das die gesamte islamische Welt, aber auch Spanien, Südosteuropa und Österreich beansprucht.

Der überraschende militärische Erfolg in Mosul basiert erneut auf einem Bündnis mit den Untergrundstrukturen der Baath-Partei, die unter Izzat ad-Duri mit der Armee der Männer des Ordens der Naqshibandiya, einigen Stammesführern und anderen arabischen Nationalisten ein Bündnis gebildet hatten. Mit dabei waren auch viele jener Kämpfer der Sahwa-Bewegung, die sich durch die Regierung Maliki betrogen fühlten und wieder die Seiten wechselten. Ob deren Bündnis mit dem IS stabil bleibt, wird eine der entscheidenden Fragen für die Zukunft des IS sein.

IDEOLOGISCH UNTERSCHIEDET SICH DER IS nur graduell von al-Qaida. Während die klassische al-Qaida primär antiwestlich und antisemitisch ausgerichtet ist, fokussiert die Ideologie des IS stärker gegen „innere Feinde“, insbesondere gegen SchiitInnen, allerdings auch gegen andere religiöse Minderheiten – insbesondere die Êzîdî als vermeintliche TeufelsanbeterInnen – und SunnitInnen, die nicht der eigenen Ideologie entsprechen. Der IS treibt damit den *Takfir*, also die Praxis nicht genehmer MuslimInnen zu NichtmuslimInnen zu erklären, auf die Spitze und setzt diese auf brutalste Weise um. Wer dem Khalifendarsteller die Gefolgschaft verweigert, ist in dieser Logik kein/e Muslim/a und damit des Todes. Auffällig ist auch die zur Spitze getriebene Frauenfeindlichkeit, die in der Behandlung weiblicher Kriegsgefangener zum Ausdruck kommt, sowie die demonstrativ zur Schau gestellte Brutalität, die in dieser Form eine neue Qualität darstellt. Köpfungen, Massaker und der Verkauf von Frauen werden nicht versteckt, sondern sogar demonstrativ für die eigene Propaganda benutzt.

Gewissermaßen ist der IS damit die Regionalisierung und Adaption der al-Qaida-Ideologie auf die irakischen und syrischen Verhältnisse bei gleichzeitiger Globalisierung ihrer Propaganda und ihrer KämpferInnen. Der IS hat mehr internationale KämpferInnen aus anderen islamischen Staaten und aus Europa angezogen als irgendeine jihadistische Gruppe vor ihm. Der Erfolg hat ihn gewissermaßen noch erfolgreicher gemacht. Ein real existierendes Khalifat scheint attraktiver zu sein als der bloße propagandistische Traum davon.

Thomas Schmidinger

(1) Kurdischsprachige religiöse Minderheit im nördlichen Irak. Im deutschen Sprachraum auch als Jesiden bekannt. Siehe dazu den Artikel „Der Sonne von seinem Leid erzählen“ auf S. 6

DER SONNE VON SEINEM LEID ERZÄHLEN

Die Êzidî und die Vernichtungspolitik des Islamischen Staates.

Die große Mehrheit der westlichen Öffentlichkeit erfuhr von der Existenz der Êzidî als die Mörderbanden des Islamischen Staates (IS) in die Region Sindschar (kurdisch: Shengal) an der syrisch-irakischen Grenze vordringen. Diese Region ist eines der wenigen verbliebenen Siedlungsgebiete der Êzidî, und eines von nur zwei Gebieten, in denen sie die Bevölkerungsmehrheit stellen. Was drohte war ein Völkermord, sofern der IS nicht gestoppt werden konnte. Dieser Angriff war aber vorhersehbar, spätestens seit IS Mossul überrannt hatte und Richtung Bagdad weitermarschierte. So kam es, nach ihrer eigenen Erzählung, zum 73. „Ferman“ in der Geschichte der Êzidî – ein Ferman ist eigentlich ein osmanisches Sultansdekret, sie verstehen darunter ein auf die Vernichtung der Gemeinschaft abzielendes Massaker.

WAS GESCHAH IN SINDSCHAR?

Nach der Mossul-Offensive des IS war die akute Bedrohung für die religiösen Minderheiten in der Region offensichtlich. Die Êzidî in Sindschar wurden zunächst von Peshmerga-Einheiten der Kurdischen Regionalregierung geschützt. Als diese sich am 2. August vor den vorrückenden Truppen des IS zurückzogen, waren die Menschen in Sindschar im Grunde dem Tod ausgeliefert. Viele Tausende, die nicht rechtzeitig Richtung Kurdische Autonomieregion flüchten konnten, zogen sich in die Berge des Jebel Sindschar zurück, eine unwirtliche Gegend ohne Wasser und Nahrung. Einzig die schnelle Reaktion der kurdischen YPG/YPJ Einheiten aus Rojava, dem kurdischen Teil Syriens, konnte ein viel größeres Unglück vermeiden. Diese, mit der vorwiegend in der Türkei operierende PKK verbündeten Einheiten, schafften es einen Rettungskorridor auf der Nordseite des Jebel Sindschar freizukämpfen. So konnten die meisten Êzidî aus den Bergen nach Rojava oder von dort weiter nach Irakisch-Kurdistan gebracht werden. Im kurdisch dominierten Südosten der Türkei, wo – auf Initiative der kurdischen Bewegung ohne Hilfe von der türkischen Regierung – in mehreren Städten Flüchtlingslager eingerichtet wurden, konnten die Geflüchteten ebenso Schutz finden.

WER SIND DIE ÊZIDÎ?

Die Êzidî sind eine sehr alte, synkretistische Religions- und Kulturgemeinschaft, die sich aus verschiedenen Religionen und Kulturen des Mittleren Ostens speist, besonders aus dem Zoroastrismus und dem Mithraismus (Sonnenkult, die Êzidî wenden sich zum Beten zur Sonne). Ob die Êzidî zur kurdischen Volksgruppe gehören oder nicht ist eine Streitfrage, ihre Sprache ist aber im Allgemeinen Kurdisch und die meisten Êzidî verstehen sich letztlich selbst als Kurden. Allerdings wurden viele der Massaker an den Êzidî in der Geschichte von kurdischen Stämmen ausgeübt und auch von der Kurdischen Regionalregierung im Irak sahen sich die Êzidî benachteiligt. Das trotz der gemeinsamen Front gegen IS weiter bestehende Misstrauen erklärt sich daraus.

Die Êzidî wurden und werden immer noch oft als Teufelsanbeter dargestellt – ein Missverständnis, das aber einen großen Teil zu ihrer permanenten Verfolgung und Unterdrückung beigetragen hat. Zum Verhängnis wird ihnen dabei vor allem die Verehrung des Engel-Pfau (Tausî Melek). Dieser gilt als Mittler zwischen Gott und den Menschen, der sich den Menschen aber nicht unterworfen hat, weil er Gottes Gebot folgte, niemanden außer Gott anzubeten. Die Geschichte ist der christlichen und islamischen Geschichte vom Engel, der sich aus Arroganz nicht unterwirft und zum Teufel wird, ähnlich und führte deshalb zu diesem Missverständnis.

Die êzidische Religion ist sehr alt, in ihrer heutigen Form bildete sie sich wesentlich durch die Reformen von Scheikh Adi im 12. Jahrhundert heraus. Das Grab von Scheikh Adi ist in Lalesh, dem heiligsten Ort der Êzidî. Auch Lalesh liegt unweit der Front im Kampf gegen die IS, doch PKK, Peshmerga und êzidische Selbstverteidigungseinheiten konnten das Heiligtum beschützen. Die lange Geschichte von Verfolgung und Assimilationsversuchen mag auch erklären, warum es sich um eine geschlossene Religion handelt. Wer außerhalb der Gemeinschaft heiratet, ist nicht mehr Teil der Gemeinschaft. Dies diente in erster Linie dem Selbsterhalt. Sheikh Adi führte in seinen Reformen auch ein striktes Kastensystem ein, mit den Sheikhs,

den politischen Führern, den Pîr, den religiösen Führern und mit den einfachen Gläubigen, den Murid. Geheiratet werden darf nur in der eigenen Kaste. Daraus ergeben sich, vor allem in der Emigration – hauptsächlich in Europa, besonders in Deutschland, aber auch in Österreich leben einige hundert Êzidî – selbstverständlich auch Probleme. Doch die offene Verhandlung dieser Probleme ist kaum möglich, wenn es in erster Linie darum geht, die bloße Existenz zu sichern und diese ist ob der Angriffe des IS bedroht wie nie.

DIE VERNICHTUNGSPOLITIK DES ISLAMISCHEN STAATES

Die Ideologie des IS ist eine extreme Form der Saudi-Arabischen Staatsideologie, des Wahhabismus. Im Grunde eine Ideologie, die sich durch Versatzstücke aus dem Koran zusammensetzt und sich selbst als den wahren Islam versteht und feindlich gegen Nicht-MuslimInnen gesinnt ist. Als Nicht-MuslimInnen gelten praktisch alle, die ihrer Ideologie nicht folgen – sogar konservative sunnitische MuslimInnen. Besonders feindlich ist diese Ideologie gegenüber den Schiiten eingestellt – dazu eben auch gegen die Êzidî, und gegen viele andere Minderheiten wie die Shabak, die Kakai, alevitische TurkmenInnen oder ChristInnen. Mossul und die Ninive-Ebene war besonders reich an ethnischer und religiöser Vielfalt. Doch die schon zuvor in verschiedenen Formen stattfindende Vertreibungs- und Assimilationspolitik, sowohl unter Saddam Hussein, verschärfte im Chaos nach dem US-Krieg, dürfte nun durch den IS ihren traurigen Höhepunkt erreicht haben, nämlich ihre praktische Vollendung. Denn wo immer der IS seine Schreckensherrschaft errichtet, führt er ethnische Säuberung mit genozidalen Zügen durch. Denen, die sie vernichten wollen, bleibt nur Konversion – sofern diese Möglichkeit überhaupt geboten wird – oder Tod.

Max Zirngast

MIT DER KALASCHNIKOW UNTER DEM BETT

AssyrerInnen sind ChristInnen im Irak und werden vom IS verfolgt, stehen aber vor der „Wahl“ zwischen verschiedenen Formen der Verfolgung. Sie fordern eine internationale Schutzzone.

Das Kloster Deer Alsayda in Alqosh ist menschenleer. Im Garten sitzt der Abt, Gabriel K. Toma, neben einem Peschmerga, einem Soldaten der kurdischen Armee, auf der Hollywood-Schaukel. An einer Säule lehnen zwei Kalaschnikows. Der IS war Mitte Juni fast bis Alqosh vorgedrungen. Alle BewohnerInnen waren in die Provinzhauptstadt Dohuk evakuiert worden. Nach dem amerikanischen Luftangriff zogen sich die Terroristen wieder nach Mossul zurück. Doch das garantiert der christlichen Bevölkerung keine Sicherheit. Der Abt, Oberhaupt aller chaldäisch-katholischen Kirchen im Nordirak, ist desillusioniert. Wenn der IS wieder vorrücken sollte, muss er das Kloster verlassen. „Ich bin sonst der Erste, den sie hier hinrichten“ sagt er lakonisch. Am Sonntag den 23. Juni ermordeten radikal islamistische Terroristen den Franziskanerpriester François Murad. Er wurde in Nordsyrien in Gassanieh in aller Öffentlichkeit geköpft. Dem gefesselten Priester wurde vor einer grölenden Menge mit einem Messer die Kehle durchgeschnitten und der Kopf abgetrennt. Der katholische Priester hatte im örtlichen christlichen Kloster Schutz gesucht, das von der Terrorgruppe Jabhat al-Nusra angegriffen wurde. Im August war bereits der italienische Jesuiten-Pater Paolo Dall'Oglio getötet worden. Vor einem Jahr wurden zwei Bischöfe aus Aleppo entführt, von ihnen fehlt seitdem jede Spur.

SELBSTVERTEIDIGUNG

Der Peschmerga trinkt seinen Tee aus und springt von der Hollywood-Schaukel. Er muss zu seinem Posten zurück. Von Alqosh nach Mossul sind es nur 30 Kilometer. Die Strecke

wird von der Peschmerga „gesichert“, aber was sollen ein paar Männer mit Kalaschnikows gegen eine bestens ausgerüstete Mörderbande ausrichten, die in Stoßtrupps mit schweren Geschützen auf ihren Pickups angerast kommt und alles platt walzt, was sich ihr entgegenstellt? Abt Gabriel K. Toma ist wie die meisten ChristInnen der Meinung, dass die internationale Gemeinschaft eine Schutzzone einrichten und militärisch verteidigen muss. „Als die Amerikaner Saddam Hussein los werden wollten, konnten sie innerhalb kürzester Zeit eingreifen“, bemerkt er, „aber jetzt, wo nur ein paar Hunderttausend Menschenleben auf dem Spiel stehen, besteht offensichtlich kein Handlungsbedarf.“

Alqosh ist heute eine adrette Kleinstadt mit hübschen Bungalows in blühenden Gärten. Der Name Alqosh ist aramäisch und bedeutet „Der Gott der Rechtschaffenheit“. Die Stadt liegt in der Ninive-Ebene, einer von KurdInnen und assyrischen ChristInnen bewohnten Region nördlich von Mossul. Die AssyrerInnen sehen sich als Nachfahren des assyrischen Reiches. Das Assyrische Reich existierte etwa 1000 Jahre, vom 18. Jahrhundert v. Chr. bis zu seiner Vernichtung um 609 v. Chr. Bereits im erstem Jahrhundert wurden die AssyrerInnen ChristInnen und bauten Klöster im heutigen Irak, in Syrien und dem Osten der Türkei.

Evan Alqasnoyan ist 24 Jahre alt. Er wohnt mit seinen Eltern in Alqosh und hat vor zwei Monaten geheiratet, kurz nach dem Vormarsch von ISIS. Sie mussten damals kurzzeitig nach Dohuk ziehen, weil es in Alqosh zu gefährlich war. An der Wand des Wohnzimmers in Alqosh hängen Hochzeitsfotos der beiden älteren Brüder und einer Schwester, die in Erbil lebt.

Glücklich aussehende Menschen, alle Kinder haben einen Universitätsabschluss. Evan lernte seine Frau an der Universität von Mossul kennen. Beide studierten dort Anglistik und hatten es nicht leicht. Bereits seit 2003, als die UN-Schutzzone im Irak nach der Intervention der USA aufgehoben wurde, grassieren salafistische Bewegungen in der Region. Evan holt seine Kalaschnikow aus dem Schlafzimmer. Ein neues Modell, das er stets griffbereit unter dem Bett liegen lässt. „Der IS liebt die Überraschungsangriffe. Wenn es ihnen gelingt, die Peschmerga zu überrennen und bis Alqosh zu gelangen, ohne dass die uns warnen können, dann müssen wir uns verteidigen.“

SCHEIN DER WAHL FÜR CHRISTINNEN

Es ist nicht recht vorstellbar, wie das gelingen sollte. Der Masterplan für die Handvoll Menschen, die noch in Alqosh ausharren, besteht darin, den Rückzug aus der Stadt zu erkämpfen. Das bedeutet, ein Teil opfert sich, damit die übrigen fliehen können. Evans Mutter serviert lächelnd Tee, im Garten spielen zwei Kleinkinder, Evans Neffen. Die stoische Ruhe dieser Menschen ist bewundernswert. Die ChristInnen in der Region sind Vertreibung gewöhnt. Schon unter dem Regime Saddam Husseins waren KurdInnen, ChristInnen, JesidInnen und SchiitInnen das Ziel von Angriffen. Der Regierung in Bagdad traut bis heute niemand im Nordirak über den Weg. Ob Maliki oder ein anderer Machthaber, von der Zentralmacht wird der Nordirak mit seinen reichen Ölquellen in Mossul und Kerkük vor allem als Geldquelle gesehen. Evan würde, wie viele seiner

Generation, am liebsten auswandern. Nach Europa, den USA oder Kanada. Momentan ist es für Iraker jedoch fast unmöglich, ein Visum zu bekommen.

In der Provinzhauptstadt Dohuk ist in den vergangenen Jahren der Wohlstand gewachsen. Moderne Wohnblocks sprießen überall, die Baustellen werden momentan von Flüchtlingen bevölkert. Etwa eine halbe Millionen Menschen sind in den vergangenen drei Monaten hierher geflüchtet. Vor allem ChristInnen aus der Ninive-Ebene und JesidInnen vom Berg Sindschar. Die Verfolgung von Minderheiten hat wenig mit der Religion zu tun, sondern ist ein Merkmal extremistischer Bewegungen mit faschistoiden Zügen. Und das ist der IS zweifelsohne, zudem er international operiert und Psychopathen aus der ganzen Welt anlockt. Den ChristInnen wird als Angehörigen einer Buchreligion übrigens vom IS die Wahl gelassen zu konvertieren, eine Steuer zu zahlen oder zu verschwinden. Alle entscheiden sich für letzteres, denn zahlen bedeutet nur einen Aufschub des Unabwendbaren: Tod oder Vertreibung.

Sabine Küper-Büsch

FINANZJIHAD UND RACKETFISKUS

Waren für die jihadistischen Strukturen des Al-Qaida-Labels im Irak oder in Syrien bisher vor allem potente Unterstützernetzwerke in den Golfstaaten wichtig, trägt sich die Territorialherrschaft der ISIS-Miliz heute zu großen Teilen selbst

LÖSEGELD

Über die Freilassung von 45 UN-Blauhelmen, die von der islamistisch-jihadistischen Miliz „Jabhat al-Nusra“ auf den Golanhöhen mehrere Wochen in Geiselhaft genommen worden waren, wurde Mitte September 2014 nur wenig berichtet. Das betrifft auch die im Zuge der Freilassung kolportierte Information, wonach die Regierung Qatars zuvor mindestens 15 Millionen Euro Lösegeld gezahlt habe. Diese Kolportage verweist auf einen oft vernachlässigten Aspekt von Krieg und Terror im Nahen Osten – die Finanzquellen der Jihadisten. So stellten Lösegeldzahlungen bisher einen Großteil der Einnahmen Al-Qaida-affiliierter Gruppen in arabischen Ländern und Nordafrika dar – allein der französische Staat soll an diese einen höheren zweistelligen Millionenbetrag gezahlt haben, zuletzt im April dieses Jahres mehr als zehn Millionen Euro an die Miliz „Islamischer Staat im Irak und in Großsyrien“ (ISIS) für die Freilassung von vier französischen Journalisten. Zusammengekommen sollen europäische Staaten in den letzten sechs Jahren mehr als 100 Millionen Euro an jihadistische Strukturen gezahlt haben.

FINANZIERS

Von noch größerer Bedeutung ist die kontinuierliche Unterstützung dieser Gruppen durch ideologisch wohlgesonnene Unterstützernetzwerke, die finanziell am potentesten davon sind in den Golfstaaten, in Saudi-Arabien, den Emiraten, Qatar und Kuwait, zu finden. Insbesondere die Eskalation des Krieges in Syrien und dessen ethnoreligiöse bzw. sektiererische Aufladung haben den Spendenfluss dabei massiv verstärkt. Informell, über salafistische Netzwerke und im Internet, sind „ehrbare Sunniten“ aufgerufen, mit ihrem Geld den „Jihad“ gegen die Ungläubigen, gegen das „Regime

der Nusairis“ – ein abwertender Name für die ethnoreligiöse Gemeinschaft der AlawitInnen, denen auch Assad zugerechnet wird –, gegen die „persischen Safawiden“ oder gegen die „dreckigen Rafidah“ – ein Schimpfwort für schiitische Muslime – zu unterstützen. Im Internet werden „Preislisten“ verbreitet, nach denen man etwa mit einer Spende von umgerechnet 1400 Euro einen „Mujahid“ ausrüsten oder mit einer Spende von 200 Euro eine Rakete für eine Einmann-Flugabwehr-Lenkwanne beisteuern kann. Als Dank für größere Summen werden Videos ins Netz gestellt, auf denen Kämpfer etwa ihre vom erhaltenen Geld gekauften Gewehre oder Artilleriewaffen vorführen. Allein nach Syrien sollen Spendernetzwerke in den letzten Jahren einen höheren zweistelligen Millionenbetrag übermittelt haben. Eine schwache Finanzaufsicht in den Golfstaaten und schwache Grenzkontrollen, insbesondere in der Türkei, erleichterten bisher die Operationen, bei denen Transaktionen auch über vorgebliche „islamische Wohltätigkeitsorganisationen“ und Tarnfirmen in der gesamten Region abgewickelt wurden. Die Regierungen der Golfstaaten waren dabei tatsächlich kaum direkt beteiligt. Sie unterstützten jedoch teilweise selbst auch diverse jihadistische Milizen, insbesondere in Syrien, etwa die Al-Nusra-Front oder Strukturen unter dem Label der „Islamischen Front“. Insbesondere Saudi-Arabien kooperierte teilweise durchaus mit den USA und europäischen Staaten, die in der Region, etwa im Libanon, zuletzt verstärkt auf das saudische (Gegen-)Gewicht gesetzt hatten. Gleiches gilt wohl auch für die türkische Regierung und den türkischen Geheimdienst MIT: Mit dem Ziel, das Assad-Regime zu schwächen, Einfluss auf islamistisch-jihadistische Strukturen zu gewinnen, den außenpolitischen Einfluss der Türkei zu steigern und den autonomen kurdischen Faktor in Syrien einzuhegen, wurde der Zufluss von Geld, aber auch von Rekruten über

türkisches Gebiet geduldet – einige Indizien weisen auch auf eine begrenzte direkte materielle Unterstützung einiger jihadistischer Strukturen hin. Mittlerweile sind dem AKP-Regime, das aus Hybris handelte, die Probleme weit über den Kopf gewachsen.

Die parallele Übermittlung von Geld- und Sachmitteln in größerem Umfang durch konkurrierende nicht-staatliche und staatliche AkteurInnen, vor allem aus der Region, an territorial, ökonomisch und/oder ideologisch konkurrierende Milizen in Syrien muss als Hauptgrund für die Zersplitterung und „Jihadisierung“ des „Kampfes gegen Assad“ sowie die aktuelle brutale Racketherrschaft in weiten Teilen Syriens gelten. Auf der gegnerischen Seite finden sich Parallelen nur bezüglich der zunehmenden Verselbständigung von Shabiha und paramilitärischen NDF-Milizen. Wo die Milizen bedingte territoriale Herrschaften errichtet haben, zielt alles Handeln auf kurzfristige Ressourcensteigerung. Aus ganz Syrien gibt es Berichte über Raub und Plünderung durch Bewaffnete, die Steuern erheben, an diversen „Checkpoints“ Wegezölle einkassieren oder Maschinen aus lokalen Fabriken auf dem türkischen Schwarzmarkt verkaufen.

RACKETEERING

Am professionellsten und organisiertesten ist der „Racketfiskus“ des ISIS, der sich entlang der Flüsse Euphrat und Tigris ein zwar zumeist dünn besiedeltes, aber ölfreiches und weites Herrschaftsgebiet erobert hat. Dessen Strukturen sind mittlerweile weitgehend unabhängig von externer finanzieller Unterstützung und Lösegeldzahlungen, auch wenn die Jihadisten weiterhin versuchen, dutzende Geiseln für umgerechnet jeweils mehrere Millionen Euro zu „verkaufen“. Ihre Einnahmen speisen sich zum einen aus „Steuern“ oder von den Menschen unter ihrer Herrschaft erpressten

Zwangsabgaben, die willkürlich und pauschal oder auf Landbesitz, Immobilienbesitz u.Ä. erhoben werden. Angehörige religiöser Minderheiten, etwa ChristInnen, werden um weitere Summen erpresst. Seit Ölanlagen unter seiner Kontrolle stehen, verkauft der ISIS zum anderen Öl auf dem „Schwarzmarkt“. Hierbei wird einerseits über ein komplexes Netz von Mittelsmännern im Irak und in der Türkei schweres und leichtes Rohöl exportiert, andererseits werden kleinere Mengen an lokale Abnehmer verkauft, die in improvisierten Miniraffinerien weiterverarbeitet und lokal weiterverkauft und verbraucht werden. Ein Barrel Rohöl wird dabei für etwa 30–60% des aktuell niedrigen Weltmarktpreises, d.h. für umgerechnet 25–50 Euro, verkauft. Mehr als eine Million Euro soll „die reichste Terrororganisation der Welt“ täglich durch derartige Ölverkäufe machen. Dass ISIS-Strukturen zeitweise Rohöl in Gebiete unter Hoheit des syrischen Regimes verkaufen, ist dabei eigentlich an Absurdität nicht zu überbieten. Doch während manch syrischer Oppositioneller hier eine Verschwörung witterte, war dies schlicht das Resultat des militärstrategisch und taktisch zweckrationalen Agierens beider Seiten.

Gleiches gilt für die Unterstützung der Golfstaaten, aber auch der Türkei für sunnitisch-jihadistische Milizen in Syrien und den Nachbarstaaten. Steht bei den Golfstaaten die Schaffung eines Gegengewichts gegen den insbesondere durch den Irakkrieg gestärkten Iran im Vordergrund, handelt die türkische Regierung im Sinne ihrer „neo-osmanischen“ Großmachtstrategie, die klar gescheitert ist. Die Geister, die dabei gerufen wurden, wird man nun nicht mehr los – zunehmend richten sie sich nun gegen die (langfristigen) Interessen ihrer Förderer.

Hannes Bode

DER SOGENANNTHE ISLAMISCHE STAAT

Anziehungskraft durch Extremismus und ideologischer Utopismus und was dagegen getan werden kann

Der „Islamische Staat“ hat sich als Organisation aus der irakischen Al-Qaida entwickelt. Al-Zarkawi, der damalige Führer dieser Gruppe, war aus der Sicht der damaligen Al-Qaida-Führung so extrem in seinen Handlungen, dass sie diesen zur Zurückhaltung aufforderten. Die jetzige „IS“ erlangte einen hohen Bekanntheitsgrad durch ihr Engagement in Syrien, noch unter dem Namen „Islamischer Staat im Irak und Syrien“. Der Syrienkrieg, ursprünglich von der gemäßigten „Freien Syrischen Armee“ (FSA) angeführt, wurde zum Kampffeld der ideologisch radikalen Al-Nusra Front und ISIS.

ANZIEHUNGSKRAFT DER „IS“ UND MOTIVE FÜR AUSLÄNDISCHE KÄMPFERINNEN IN SYRIEN

ISIS begann früh nicht nur gegen das Assad-Regime und die ihn unterstützende Hizbullah zu kämpfen, sondern auch gegen die FSA. Rasche militärische Erfolge und Medienkampagnen der IS via Twitter, Facebook und über Videos auf Liveleak sowie die ungewollt heroenhafte Darstellung in diversen Medien führten zu einem zunehmenden Bekanntheitsgrad unter jungen Menschen in Europa.

Auf Konferenzen des „Radicalisation Awareness Networks“ der Europäischen Kommission berichteten AktivistInnen aus dem Bereich der Deradikalisierung und Präventionsarbeit über die Motive für die Beteiligung. Sie glichen denen in Deutschland und Österreich. Die über (soziale)

Medien kolportierten Bilder, Videos und Berichte über das Leid und Sterben waren Anlass für viele, etwas dagegen tun zu wollen. Das bedeutete für manche sich auf Seiten derer zu beteiligen, welche gegen das Assad-Regime kämpften.

RELIGION ALS POLITISCHE IDEOLOGIE UMGEDeutET

Diese Motivation konnte von politisch extremistischen Gruppen und ihren MultiplikatorInnen in Europa kanalisiert werden. Sie waren ideologische TrägerInnen und MultiplikatorInnen von Ideen, welche politische Ziele als Maxime ihrer ideologisch-religiösen Vorstellung in den muslimischen Communities etablieren wollen. Dazu gehört die religiös-fundamentalistische Überzeugung die wahre Religion zu vertreten, während die anderen Muslime und Muslimas irregeleitet seien. Das manifestiert sich in dem Bekenntnis jede andere Regierungsform, die nicht göttlich legitimiert sei, wie zum Beispiel die parlamentarische Demokratie abzulehnen und ein Khalifat anzustreben, in dem nach den Gesetzen Gottes regiert werden würde. Der nächste „Meilenstein“ um dies zu ermöglichen, sei der „verpflichtende Kampf“ gegen jene Kräfte, die dies verhindern.

INNERER UND ÄUSSERER FEIND

Zu den GegnerInnen gehören daher die eigenen Regierungen und Regime in den muslimischen Ländern. Auch

alle muslimischen Organisationen und konfessionellen Gruppen, welche nicht die Idee dieser „politischen Salafiyya“¹ vertreten, verstoßen laut jenen IdeologInnen gegen den Gedanken der Einheit und Einmaligkeit Gottes. Neben diesen „inneren Feinden“ gelten die VertreterInnen des kapitalistischen und demokratischen Westens, die USA und Israel und die heute unwichtigen KommunistInnen als „äußere Feinde“. Diese einfache ideologische Trennung in Gut und Böse wird in Botschaften via Publikationen und Videoclips transportiert und erreicht so viele junge Menschen.

DIE WAHRE GEMEINSCHAFT, GERECHTIGKEIT UND SINNGEBUNG

Mit diesem einfachen Weltbild in Kontakt gebracht und von ihm überzeugt, ist es leicht möglich einige Personen auch zum entsprechenden Handeln zu motivieren. Studien haben gezeigt, dass es diesen Menschen weniger um Religion als um Gemeinschaft und eine gerechte Gesellschaft geht. Es geht auch darum, seinem Leben einen Sinn zu geben und etwas Bedeutendes im Leben zu erreichen.

ORTE DER RADIKALISIERUNG

Überall dort, wo Menschen einander begegnen können, kommt es zum Austausch von Ideen. So können Kampfsport- und Jugendzentren sowie Schulen Orte der Radikalisierung sein. Dies bedeutet nicht zwangsläufig,

dass diese Orte diese Ideologien aktiv fördern. Sie können aber unfreiwillig eine Infrastruktur für Radikalisierungsprozesse bieten. Daneben sind aber auch entsprechende Hotspots aktiver und geförderter Radikalisierung bekannt. Unterschätzt wird der Einfluss der sozialen Medien und des Internets. In Gesprächen berichten mir quasi radikalisierte oder gefährdete Studierende und SchülerInnen von der Lektüre bestimmter im Internet erhältlicher Schriften oder Videovorträge. Diese im Selbststudium erworbenen Kenntnisse beinhalten meist den gleichen Inhalt, nämlich den Taghut² aktiv abzulehnen, gemäß dem Vorbild Abrahams, wie es von ihnen verstanden wird.

PRÄVENTION UND DERADIKALISIERUNG

Für die Präventionsarbeit eignen sich Initiativen, welche das wechselseitige Verständnis für die jeweils „Anderen“ fördern. Projekte im Rahmen des interkulturellen oder interreligiösen Dialogs sind eine Möglichkeit. Für den religiös begründeten politischen Extremismus sind „Gegennarrative“ geeignet, welche der exklusivistischen Weltanschauung alternative Sichtweisen gegenüberstellen. Deradikalisierung kann gelingen, wenn eine Akzeptanz der GesprächspartnerInnen hergestellt werden kann. Eine Person mit ähnlichen Lebenserfahrungen und Herkunft kann dabei als glaubhaft erscheinen. Wenn sie dann auch noch die „Szene“ kennt, bei religiösen Fragen als „ExpertIn“ auftreten kann

oder außerhalb der Gemeinschaft der „Auserwählten“ ebenfalls Bedeutung zu haben scheint, kann ein Deradikalisierungsprozess erfolgreich sein.

Moussa Al-Hassan Diaw

ist Mitgründer des „Netzwerkes für sozialen Zusammenhalt“ und im Netzwerk des „Radicalisation Awareness Network“ RAN Europe aktiv. Er ist zudem Vertreter der „Foundation for Ethnic Understanding“ und EUISA und dissertiert zum Thema „Politische Salafiyya“.

- (1) „As-Salafiyya“ = „Die Altvorderen“, erste Generationen der Muslime zur Zeit Muhammads, heute ein Sammelbegriff sehr unterschiedlicher, teilweiser gegensätzlicher, Strömungen, welche eine „Erneuerung“ der aus ihrer Sicht überkommenen und falschen Vorstellungen in der islamischen Welt erreichen wollen.
- (2) „Taghut“ = Alles das „Maß“ überschreitende, was dem Islam zuwider läuft und auch mit Götzendienst gleichgesetzt werden kann, wie politische Systeme, welche nicht mit „Gottes Gesetz“ regieren und urteilen.





**share your
privileges!**

CASA POUND

DES FASCHISMUS NEUE KLEIDER?

Die Neo-Faschistische Gruppe CasaPound treibt seit 2003 ihr Unwesen in Italien, besetzt Häuser, betreibt Theater, gibt sich non-konformistisch und ist doch Teil des (faschistischen) Establishments. Über Neo-Faschismus in Italien, CasaPound und ihren Namensgeber, den Dichter Ezra Pound, sowie darüber, dass insbesondere in Italien die historische Freundschaft von Avantgarde und Faschismus die Rhetorik von Rechts und Links oftmals nah erscheinen lässt, weiß der folgende Schwerpunkt zu berichten.

MUSSOLINI, ARTIFEX

Über *Casa* und *Ezra Pound* und das Verhältnis der Avantgarde zum Faschismus

Dass sich eine neofaschistische Gruppe in Italien nach einem der „herausragenden Vertreter der literarischen Moderne“ und gepriesenen Avantgardisten, Ezra Pound, benennt, mag nur auf den ersten Blick verwundern, wird *Avantgarde* doch mit Fortschritt, *Faschismus* mit rückwärtsgewandtem Konservatismus assoziiert. Bei näherer Betrachtung jedoch lassen sich einfache Schemata von modern und vor-modern, progressiv und regressiv bzw. Rechts und Links nicht aufrechterhalten, ideologische wie politische Parallelen der beiden Bewegungen treten in den Vordergrund und werden im Selbstverständnis der Neo-FaschistInnen von *CasaPound* überdeutlich.

„KUNSTWERK-LEBEN“: ANTIBÜRGERLICH UND TOTALITÄR

1909 veröffentlichte der italienische Dichter Filippo Tommaso Marinetti in Frankreich das *Futuristische Manifest* und begründete damit den *Futurismus*, nicht nur eine Strömung der Avantgarde, sondern deren Grundlage. Allein die Betrachtung des Manifests macht die Ambivalenzen deutlich: Einerseits handelt es sich um eine Huldigung der neuen Technik, die „Schönheit der Geschwindigkeit“ wird gepriesen wie die des Neuen im Allgemeinen. Bürgerlicher Moralismus, rückwärtsgewandte Musealisierung und Tradition sollen gemeinsam mit dem kapitalistischen Zweckrationalismus und Eigennutz zerstört werden. Der Kampf gegen den sogenannten *Passatismus* umfasst aber auch die Ablehnung von Rationalität und Aufklärung, der modernen, auf René Descartes zurückgehenden Trennung von „Geist und Materie“ und den Hass auf die größten aller Übel – Feminismus und Individualismus. Insbesondere in der Konzeption von Individuum und Masse trifft sich der Futurismus schon früh mit einem sich entwickelnden faschistischen Gedankengut, welches sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zu einer fassbaren Bewegung entwickelt. Beide wenden sich gegen das, was als Auflösungstendenzen der Moderne beschrieben wird: Die Gesellschaft driftet auseinander, Klassen spalten die Gemeinschaft, Kapitalismus und Kunstverständnis – die „gepflegte bürgerliche Langeweile der Kultur“ (Eva Hesse: S. 50) – stellen Individuum, Abstraktion und die Kunst als Selbstzweck (*l'art pour l'art*) ins Zentrum. Dem gelte es die Masse als Gemeinsames, ein „integriertes Kunstverständnis“, welches nicht zwischen Leben und Kunst unterscheidet (Marinetti: das Leben als „Kunstwerk-Leben“), entgegenzusetzen. Das symbiotische Verständnis der Futuristen von Kunst, Leben und Politik liest sich, in die 2000er übersetzt, bei den FaschistInnen von CasaPound wie folgt: „*CasaPound ist eine soziale Dynamik, eine Hoffnung auf ein Zurückschlagen, eine geistige Avantgarde. (...) Sie ist Kunst, Kultur, soziale Arbeit – in einem Wort: Leben. In einer künstlichen, im Todeskampf befindlichen Welt.*“¹

POLITIK ALS KUNST: MASSE UND FÜHRER

Sowohl Futurismus, Avantgarde im Allgemeinen, als auch Faschismus suchen nach den „Neuen Menschen“. Dem Übermenschen in Nietzsches Sinne standen beide nahe und der Wille des starken Mannes sollte schaffen, was die Moderne zerstörte: die Einheit. Die Einheit der

Nation und des Volkes, von Kunst und Leben, von Mensch und Maschine, von Umwelt und Kunstwerk („Gesamtkunstwerk“). Das Begreifen von Politik als Kunst, die von Walter Benjamin als genuin faschistisch (weil den Klassenwiderspruch nicht aufhebend und trotzdem die Massen begeisternd) beschriebene „Ästhetisierung der Politik“, die sich in teilweise beabsichtigt sinnentleerten Kunstwerken und politischen Interventionen der AvantgardistInnen ebenso zeigte wie später in den rituellen, einer strengen Geometrie folgenden Massenaufmärschen des Faschismus, war Ausdruck dieser Verschmelzung. Im Verhältnis vom Übermenschen zur Masse zeigt sich die romantische Liebe der Avantgarde zum Faschismus: Ezra Pound, der sich einerseits vom Futurismus abgrenzte und sich andererseits mit dem von ihm mitbegründeten *Vortizismus* in dessen avantgardistische Fußstapfen begab, bezeichnete Benito Mussolini als großen Künstler und vermeinte sich als Demokrat, wenn er 1942 schrieb, dass sich der „eigentliche Volkswille immer nur in überdurchschnittlichen Menschen verdichtet“ (vgl. Eva Hesse: S. 221). „Es war der quasi-ästhetische Wille der Diktatoren, der die ‚amorphe Masse‘ der arbeitsteiligen Industriegesellschaft zu einem ‚Organischen Volksganzen‘ zusammenschloss.“ (ebda.: S. 241). Der Futurismus wurde folgerichtig zur „Staatskunst“ des faschistischen Italiens – und entsorgte nebenbei durch seine Teilhabe an Herrschaft und damit am Stillstand seinen Anspruch auf Avantgarde.

GEWALTVERHERRLICHUNG: KRIEG UND PHOBIEN

„*Schönheit gibt es nur noch im Kampf. Ein Werk ohne aggressiven Charakter kann kein Meisterwerk sein. (...) Wir wollen den Krieg verherrlichen – diese einzige Hygiene der Welt – den Militarismus, den Patriotismus, die Vernichtungstat der Anarchisten, die schönen Ideen, für die man stirbt, und die Verachtung des Weibes.*“ Dieser Ausschnitt aus dem Futuristischen Manifest vermag eigentlich schon alles auszudrücken über die Gewaltverherrlichung, den Kriegskult, den Frauenhass und die Heldenverehrung der Faschisten ... äh, Futuristen. Gewalt gilt als Konsequenz und Härte gegen die verweichlichte Moderne mit ihrer abgängigen, unselbstständigen Kunst, die allein dem bürgerlichen Zeitvertreib dient. Das Neue ist die Zerstörung und die Provokation der Stile, die Suche nach Konsens und Zustimmung – und insbesondere die eines kaufenden Publikums im kapitalistischen Sinne – ist bei der Avantgarde, immer einen Schritt voraus, verpönt. Und der Krieg ist die Speerspitze: Es ist jene Handlung, die den Körper am meisten in Einklang mit Politik und Kunst bringt, indem nämlich der Körper selbst auf dem Spiel steht. Der Krieg also ist Ausdruck der aufgehobenen Trennung von Umwelt, Leben, Kunst und Politik und damit das große Ziel des Futurismus. Diesen Gewalt-Fetisch teilen Faschismus und Avantgarde.

Bezogen auf Gewalt geht es bei den Texten von CasaPound einerseits darum, strategisch nicht als gewaltbereite Hooligans dazustehen. In dem Sinne gibt es eine gewisse Abgrenzung von körperlicher Gewalt. Andererseits strotzen ihre Manifeste von einem Ethos des Mutes, des Kampfes, des „sich etwas Zurückholens“. „*Wir wollen die Konfrontation, aber lehnen die Schlägerei nicht ab, wenn sie uns aufgedrängt*

wird und unser physisches und politisches Überleben davon abhängt.“² Es geht zuallererst um Mut und Aufrichtigkeit, dass alle hinter der neofaschistischen Idee stehen, wenn auf die Frage nach den Aktionsformen die Antwort kommt, dass jedenfalls „keine Komplotte in düsteren Kellern“ geplant werden würden. Hier wird dann auch der Protofaschist Gabriele D'Annunzio zitiert: „*Ardisco, non ordisco*“ (übersetzt etwa: „*Ich brenne (selbst), ich stifte nicht (andere) an*“).³ Ein Detail am Rande: Von Xenophobie wird sich bei CasaPound einerseits mit dem Verweis auf eine Art „Ethnopluralismus“, wie er auch von der rechtsextremen Gruppe der Identitären vertreten wird (siehe MALMOE 67). Der predigt, dass Kulturen differenz sein und sich nicht vermischen und damit „entstellen“ sollten, „abgegrenzt“, aber auch mit dem Argument, dass Ängste (Phobien) etwas für Schwächlinge seien.

FRAUENHASS: SKULPTUR UND SAMENERGUSS

Der Aufruf zur „Verachtung des Weibes“ sei, so Eva Hesse in ihrer wirklich lesenswerten Auseinandersetzung über die „Grammatik der Geschlechter in Futurismus und Faschismus“, Ausdruck der protofaschistischen Ideologie und des herrschenden Zeitgeistes, der von der Angst des Mannes vor der „Bedrohung durch die emanzipierte Frau“ gekennzeichnet ist (Eva Hesse: S. 171). Diese „Krise der Männlichkeit“ wendet sich dann in ihrer Überkompensation in blanken Frauenhass – der größte unter diesen Frauenhassern war unumstritten Otto Weininger mit seinem 1903 veröffentlichten Machwerk *Geschlecht und Charakter*. F. T. Marinetti, Ezra Pound, Benito Mussolini und eine ganze Riege „moderner Künstler“ (z.B. August Strindberg, Italo Svevo) waren von diesem radikal antifeministischen, antisemitischen Werk begeistert.

Der gesamte Akt des künstlerischen Schaffens ist bei Ezra Pound geprägt von Geschlechterdifferenz, Männer- und Vergewaltigungsphantasien: „Man hat es selber empfunden, wenn man irgendeine neue Idee in die große passive Vulva Londons hineinrammte, eine Erregung analog der männlichen Erregung bei der Kopulation“ (Pound, vgl. Eva Hesse: S. 155). Das männliche Denken wird gezeichnet als plötzlicher Samenerguss. Wenig überraschend ist dann auch die phallische Skulptur, die Idealform der vortizistischen Kunst: hart, männlich und autoritär ragt sie in die Höhe. Am liebsten hätte Pound auch die Reproduktion von der Frau befreit gesehen als „puren, männlichen Akt der Schöpfung“. Während bei Pound die Frau aber auch noch in ihrer „Musenfunktion“ zumindest irgendeinen passiven Platz hat, gibt es bei Marinetti, Mussolini und den Faschisten nur die blanke Verachtung. Die Frau gilt als ohne Intellekt und nur in ihrer Differenz anerkannt und dementsprechend in Bett und Küche verwiesen. Was die geschlechtliche Rollenverteilung betrifft, weist auch CasaPound zuallererst die Gleichberechtigung zurück: Sowohl „das Durcheinander“ – damit ist die Gleichberechtigung und die Irrelevanz der Geschlechter in der aktuellen konsumistischen Welt gemeint – als auch „die Unterordnung“ wollen die Neo-FaschistInnen nicht haben. Stattdessen verfolge man „*die organische Ergänzung von Frau und Mann für eine wirkliche Politik der Differenz.*“⁴

EZRA POUND: DER WUCHERnde ANTISEMIT

Besonders attraktiv ist der Dichter Ezra Pound für (Neo-)FaschistInnen auch deshalb, weil er neben all dem bisher Gesagten auch noch ein wunderbarer Antisemit war. Noch dazu einer, dessen Antisemitismus mit viel Phantasie und Verkürzung als „antikapitalistische“ Gesellschaftskritik daherkommen kann und der dementsprechend auch von Links rezipiert wurde und wird. Seit 1933 großer und publizierender Mussolini-Fan, konnte sich Pound anfangs für „den Epileptiker Hitler“ nicht erwärmen, änderte aber Ende der 1930er seine Meinung. Rhetorisch äußerte er sich antisemitisch, systematisch arbeitete er sich in seinen *Cantos* an der seiner Meinung nach Wurzel allen Übels ab, der *Usura*. „Das Übel heißt Wucher (...) / Hier ist das Kernhaus des Bösen“. Die „Herrschaft des Wuchers“, der Geldvermehrung durch Zins, der Kredite und der Hypotheken, gelte es zu brechen. Bezüglich Pounds Antisemitismus gibt es nichts zu retten, auch wenn nicht nur rechte Recken immer wieder versuchen, Pound eine brauchbare, vielleicht sogar linke und kritische, Analyse des Geldes in den Mund zu legen. Das muss scheitern, nicht „nur“ weil Ezra Pound soundso geouteter Faschist und Antisemit war, sondern weil die Hetze gegen Wucher und Zins zum klassischen Repertoire des Antisemitismus gehört.

Ezra Pound hat seine Zustimmung zu Nationalsozialismus und Faschismus, seine Verehrung für Hitler und Mussolini, nie aufgegeben. Als er 1958 nach seiner Entlassung aus einem Gefängnis-Krankenhaus in den USA nach Italien zurückkehrte, tat er dies mit einem Hitlergruß. Auch dafür wird er bei CasaPound verehrt, die des Dichters auf ihrer Website in einer Huldigung gedenken. Während sich die (Neue) Rechte also durch ihre Rezeption Ezra Pounds des Dichters Faschismus, Totalitarismus und Antisemitismus sicher weiß, ist der Rest der Welt nicht so ganz überzeugt: Nicht alle RezensentInnen fanden es wert, Pounds Werk und Pseudo-Kapitalismuskritik in einen Kontext zu setzen, als 2012 die *Cantos* als zweisprachiges Sammelwerk erschienen. Und am Hamburger Bildungsserver (zur Verfügung gestellt von der Stadt Hamburg) gab es bei den Unterrichtsmaterialien zu Ezra Pound zwar einen Beitrag über „Ezra Pound und den Geistigen Faschismus“, verlinkt war allerdings ein Artikel aus der rechtsextremen Jungen Freiheit, der Pound neben Martin Heidegger, Carl Schmitt und Knut Hamsun als größten Denker würdigt. Auf meine Nachfrage hin wurde der Link allerdings umgehend entfernt.

Nikola Staritz

Mitarbeit und italienische Übersetzungen:
Konrad Wolf

Literatur: Eva Hesse: Die Achse Avantgarde-Faschismus. Reflexionen über Filippo Tommaso Marinetti und Ezra Pound. Arche Verlag, Zürich 1991

Anmerkungen: (1–4) Website CasaPound Italia: <http://www.casapounditalia.org/p/le-faq-di-cpi.html>, August 2014

NONKONFORMISTISCHE FASCHISTEN?

Die italienischen Neofaschist*innen von CasaPound operieren mit linkem Gestus und knüpfen bruchlos an den historischen Faschismus an – Die Aktivistin Emma Gi im Interview

CasaPound ist eine neofaschistische Organisation in Italien, die seit 2003 und insbesondere im Kontext der ökonomischen Krise stetig an Einfluss gewinnt. In ihrer Selbstdarstellung spricht CasaPound von einem „Faschismus des 3. Jahrtausends“ und bezieht sich dabei vor allem auf den italienischen Faschismus in der „Bewegungsphase“ (von Mussolinis Gründung der faschistischen Kampfbünde 1919 bis zur Machtergreifung 1922), und versteht sich als national-revolutionäre Massenbewegung „von unten“. Über CasaPound (im Folgenden CP) und Neofaschismus in Italien sprach MALMOE mit Emma Gi, sie ist Antifaschistin, Anthropologin und Autorin der Dissertation „Millennial Fascism. An Anthropological Study on CasaPound Italia.“

CasaPound gilt mittlerweile als eine der erfolgreichsten neofaschistischen Bewegungen in West-Europa. In Bezug auf CP wird auch viel über die Aneignung links konnotierter Praktiken und Symbole, wie besetzter Sozialzentren und autonomer Stadtpolitik und -kultur, diskutiert. Auch in deiner Arbeit gehst du dem nach. Was hat es damit auf sich?

E: Tatsächlich ist CP aus einer gleichnamigen Hausbesetzung im Jahr 2003 in einem migrantisches geprägten Viertel im Rom hervorgegangen. Weitere (eher folgenlose) Besetzungen folgten. Vor allem in Rom konnte sich CP schnell etablieren. 2006 wurde ihre Schüler*innen- und Studierendenorganisation *Blocco Studentesco* (dt. „Studentischer Block“) gegründet, die sehr erfolgreich Teile der italienischen Jugend mobilisiert. Spätestens seit 2008 konnte sich CP in ganz Italien ausbreiten und etablieren, ist aber nach wie vor in der Hauptstadt am präsentesten. CP bespielt mittlerweile mehrere besetzte Häuser in verschiedenen italienischen Städten, betreibt Buchläden, ein Theater, Kneipen usw. Sie organisieren Demonstrationen, Essensvergaben, Rechtsrockkonzerte, Lesungen usw. Seit 2013 sind sie auch eine legal zugelassene Partei, was zahlreiche finanzielle Vergünstigungen bringt.

Neofaschistische Bewegungen sind in Italien leider nichts Neues. Der MSI (*Movimento Sociale Italiano*) knüpfte bruchlos an den italienischen Faschismus an und wurde direkt nach Kriegsende zu einer relevanten politischen Kraft. Viele ehemalige MSI-Kader konnten nach dessen Auflösung 1995 und seinem Aufgehen in der

Partei *Alleanza Nazionale* die relative Isolation verlassen und mit Berlusconi Unterstützung Karriere machen. Der bekannteste neofaschistische Protagonist ist sicher *Gianfranco Fini*, der lange Generalsekretär des MSI war und es später bis zum Außenminister (2004–2006) sowie zum Parlamentspräsidenten (2008–2013) brachte und heute einen Ruf als „rechtsliberaler Erneuerer“ genießt. Aber es wären auch noch viele andere Fälle zu nennen: *Ignazio La Russa* (Verteidigungsminister 2008–2001) zum Beispiel oder *Gianni Alemanno* (Landwirtschaftsminister 2001–2006, Bürgermeister von Rom 2008–2013). Was ist also neu an CP?

Letztlich ist nichts daran wirklich neu. Aber während die MSI-Kader entweder Zugeständnisse an die etablierte Politik gemacht haben um Karriere zu machen oder mit ihren verstaubten alten Parolen in der Bedeutungslosigkeit versunken sind, ist es CP gelungen, die alten faschistischen Gedanken und Argumentationen zu aktualisieren und an die italienischen Verhältnisse mehr als 50 Jahre nach dem Ende des Faschismus anzupassen. Neu ist auch auf jeden Fall die sehr erfolgreiche Verknüpfung von Subkultur und Politik, wobei vor allem Musik eine wichtige Rolle spielt. Aktuell, im Kontext der enormen kapitalistischen Misere in Italien, ist CP sehr öffentlichkeitswirksam mit ihren Kampagnen zu den Themen Wohnen und Finanzsystem. Als Antwort auf die mittlerweile tatsächlich unbezahlbaren Mietpreise in Italien stellen sie die konkrete, leicht verständliche Forderung: Privatwohnungen für alle italienischen Familien (vorerst für alle, die seit mehr als 5 Jahren in Rom leben). Diese Forderung ist direkt aus dem faschistischen „Manifest von Verona“ von 1943 übernommen. Weiteres fordern sie die Nationalisierung des Bankensystems. In der faschistischen Argumentation ist nicht das Kapital das Problem, sondern lediglich die Internationalisierung des Bankensystems. Das kommt im Italien der Krise gut an. Die Argumente von CP sind oftmals wortwörtlich übernommen aus programmatischen Schriften des historischen Faschismus. Es geht nicht um eine Kritik des Systems, sondern um die Aggression gegen jene, die die Banken vermeintlich kontrollieren. Wichtig für CP sind in diesem Zusammenhang die antisemitischen Schriften von *Ezra Pound*, einem US-amerikanischen Dichter und Verehrer Mussolinis, von dem CP

auch ihren Namen entliehen hat. CP findet eine neue Sprache für alte faschistische Ideen und verbindet sie mit Subkultur, Lifestyle und militantem Aktionismus. Aber die Kontinuitäten sind überdeutlich: CP wurde am 26.12.2003 gegründet, der MSI am 26.12.1946 – sicherlich kein Zufall.

Diese neuen Codes für alte faschistische Ideen und das poppige Auftreten der Rechten kennen wir ja mittlerweile sehr gut. Z.B. von den „Identitären“, die mittlerweile auch in Wien eine Rolle spielen. Aber ein Unterschied ist sicherlich, dass sich die „Identitären“ zumindest öffentlich und vordergründig von NS-Kontinuitäten zu distanzieren versuchen, während sich die Mitglieder CPs selbst als „Faschisten des dritten Jahrtausends“ bezeichnen.

Der Begriff des „Faschismus des dritten Jahrtausends“ ist eine Erfindung CPs. So können sie „sauber“ und neu erscheinen, ohne die faschistischen Kontinuitäten zu verschleiern. Im heutigen Italien ist es kein Problem, sich offen zu Faschismus zu bekennen. Seit 2013 ist CP auch eine legale Partei mit einem Programm, das wortidentisch mit dem faschistischen „Manifest von Verona“ ist. Hier wird die Verknüpfung von Faschismus und Demokratie in Italien deutlich. Faschismus ist ein Problem innerhalb der italienischen Demokratie, nicht außerhalb. CP selbst sieht das selbstverständlich anders. Sie wännen sich als Totalopposition gegen das System, das für sie von der angeblich antifaschistischen Verfassung Italiens nach 1945 geprägt ist. Ein wichtiger Begriff für CP ist „nonkonform“. Sie betreiben beispielsweise ein futuristisches „Teatro Non Conforme“. Sie inszenieren sich als revolutionär, autonom, als Gegenkultur außerhalb der Gesellschaft. In Wirklichkeit sind sie aber keineswegs außerhalb des politischen Systems, sondern massiv verknüpft mit den etablierten Herrschaftsstrukturen in Italien, sowohl inhaltlich als auch personell. Der ehemalige Bürgermeister von Rom, der Neofaschist Gianni Alemanno, hat nach seinem Amtsantritt das besetzte CasaPound mit Steuergeldern gekauft und es den Bewohnenden zur Verfügung gestellt, während er zahlreiche linksautonome Besetzungen räumen ließ. Alemanno selbst war aktiv im MSI und wurde in den 1980ern wegen einem Molotowcocktail-Anschlag auf die Sowjetische Botschaft verhaftet. Er ist der Schwiegersohn von Pino

Rauti, einer wichtigen Figur des italienischen Neofaschismus, dem auch Verbindungen zum Rechtsterrorismus im Nachkriegsitalien nachgewiesen sind. Der Sohn von Alemanno ist übrigens ein ranghohes Mitglied von CP.

Nochmal zurück zu der subkulturellen Inszenierung von CP, die ja auch für ihren Erfolg und die Akzeptanz insbesondere bei der Jugend verantwortlich ist. Wie drückt sich das aus, welche Rolle spielen Musik und Rockkonzerte für die Anhänger*innen?

Die Geschichte CPs ist eng verknüpft mit der bekannten Rechtsrockband ZetaZeroAlfa (im Folgenden ZoA). Die Bandmitglieder waren die ersten, die das CasaPound besetzten. Der Leadsänger Gianluca Iannone ist nach wie vor der Präsident CPs. Der Ablauf eines Konzertes von ZoA ist bezeichnend für Politik und Kultur von CP: Es ist ein Ritual, das eine kollektive Identität konstituieren und das Individuum in der faschistischen Schicksalsgemeinschaft aufgehen lassen soll. Die Konzertteilnehmenden singen dem Leadsänger, dem „CP-Führer“, nach, sie sind ihm untergeben, gleichzeitig sind sie, so singen sie jedenfalls, genauso wie er. Es geht um das Zugehörigkeitsgefühl und die Identifikation. Sie wollen zu etwas dazugehören, das größer ist als sie selbst, zu einer Gemeinschaft, einer Nation. Für die faschistische Gemeinschaft, die über allem steht, sind die CP-Anhänger*innen auch bereit, ihr individuelles Leben zu opfern. Es gibt bei CP einen regelrechten Kult des Sich-Opfern. Auch das ist natürlich nichts Neues und konstitutiv für faschistische und rechtsextreme Gruppen. Wir müssen nur an Mussolinis Rituale, Paraden und Märsche denken. In diesem Kontext waren für meine Arbeit die Schriften von George L. Moss interessant, obwohl bei ihm sicherlich eine materialistische Perspektive zu kurz kommt. Auch der historische Faschismus war bestimmt durch bestimmte Rituale, Mythen und Formen von Ästhetik. Eine wichtige Frage in meiner Arbeit ist: „Was bedeutet Faschismus für den Faschisten?“. Dabei wird deutlich, dass es nicht nur um das inhaltliche Programm geht. Für CP gibt es wichtigere Werte als Rationalität, nämlich: Leidenschaft, Emotion, Aktion, Nation. Es geht auch um ein Lebens- und Zugehörigkeitsgefühl, existenzielle Erfahrungen usw. Die Mitglieder von CP identifizieren sich mit den Mythen. Der Mythos wird zum Selbstzweck.

Die Aktionen stehen für sich, sind rein symbolisch, ohne materiellen Inhalt und ohne direkten Link zur Wirklichkeit und realen Konsequenzen. Es gibt keine Verbindung zwischen dem Ziel, das sie erreichen wollen, und den Mitteln, die sie anwenden. Aktion ist reines Spektakel – und dieses Spektakel inszenieren sie leider sehr gut und erfolgreich.

Aber die Aktionen von CasaPound sind nicht nur Show, hinter CasaPound stehen sehr reale, brutale Schläger...

... Ja, richtig, CP ist äußerst gewaltbereit und schreckt auch nicht vor Waffengebrauch (meist Messer, Ketten oder Stangen) zurück. In erster Linie Migrant*innen, beziehungsweise alle von CP als „nicht-italienisch“ bzw. nicht weiß/europäisch wahrgenommenen Menschen, aber auch Linke sind das Ziel der Übergriffe. Vor allem in Rom ist die faschistische Gewalt in manchen Gegenden zum Alltag geworden. CP ist stolz auf ihre Straßenpräsenz. Sie beziehen sich explizit und positiv auf den *Squadristismo*, der zur Zeit des Aufstiegs des italienischen Faschismus die autonom agierenden faschistischen Kampftruppen (die „Schwarzhemden“) bezeichnet. Gewalt ist dabei aber eben nicht nur Mittel sondern mehr, ein Mythos und ein Ritual. Gewalt ist das Element, das die Inkohärenz zwischen dem Ziel und den angewandten Mitteln löst, den Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Mythos bei CP aufhebt. Bei der Gewalt fallen faschistischer Mythos und Realität auf brutale Weise zusammen.

Interview: Redaktion MALMOE

Emma Gi war im Juni im Antifa-Café von *Das Bäckerei* in Wien zu Gast. Das Interview wurde am 18.06.2014 auf Englisch und Italienisch geführt und auf Deutsch übersetzt.

Weiterführende Infos:

Die Dissertation von Emma Gi ist in italienischer und französischer Sprache in der Infomaden-Bibliothek im EKH auszuborgen. Eine englische Fassung ist in Arbeit

Heiko Koch: *Casa Pound Italia – Mussolinis Erben*. UNRAST-Verlag, Münster 2013

Kurze Arte-Doku über CP: <http://www.youtube.com/watch?v=cMhMEVSBqnU>

Adresse des Hauses CasaPound in Rom: Via Napoleone III, Riunione Esquilino, 00185 Roma, Italia (Nähe Roma-Termini)

ELEVATE #10 DISKURS & AKTIVISMUS

TEILNEHMER*INNEN:

Amy Goodman (US) **John Holloway** (MX) **Kate Tempest** (UK)
Micah Lee (US) **Shoshana Zuboff** (US) **Silke Helfrich** (DE)
Nafeez Ahmed (UK) **Ulrich Brand** (DE) **Erich Moechel** (AT)
Irmi Salzer (AT) **Michel Bauwens** (BE) **Miriam Rasch** (NL)
Felix Stalder (CH) **Friederike Habermann** (DE) u.v.m.

Freier Eintritt bei allen Vorträgen, Diskussionen, Workshops und Film-Screenings!

ELEVATE

MUSIC, ARTS AND POLITICAL DISCOURSE
 23 – 26 OCTOBER 2014 – GRAZ / AUSTRIA

WWW.ELEVATE.AT



ANTISEMITISMUSKRITIK ODER RASSISMUSKRITIK? ODER BEIDES?!

Zur Notwendigkeit einer gleichzeitigen Kritik von Antisemitismus und Rassismus angesichts aktueller Debatten über „muslimischen Antisemitismus“

Im Gefolge der jüngsten Eskalation des Nahostkonflikts kam es europaweit zu einem erschreckenden Ausbruch antisemitischer Hetze und Ausschreitungen, viele davon in Verbindung mit antiisraelischen Demonstrationen: Brandsätze auf Synagogen und jüdische Einrichtungen, Sprechchöre wie „Kindermörder Israel“, „Hitler hatte recht“ oder „Jude, Jude feiges Sch*, komm heraus und kämpf allein“, Plakate mit Davidsternen als Hakenkreuze oder dem israelischen Premier Netanjahu als blutsaugendem Vampir. All dies sind sehr ernstzunehmende Alarmzeichen – das Dilemma aus antirassistischer Perspektive ist jedoch folgendes: Der Großteil dieser antisemitischen Artikulationen kam von Personen, die sich als Muslim_innen begreifen oder als solche gelabelt werden, und die Medienreaktionen waren vorhersehbar: Antisemitisch sind im Europa des beginnenden 21. Jahrhunderts nur noch „die Moslems“, während der Rest die „christlich-jüdische Tradition“ hochhält und dabei gerne verdrängt, dass diese eine rezente Erfindung ist, die ganz nebenbei auf die Shoah vergisst.

DER ANTISEMITISMUS DER ANDEREN

Auch in Österreich gab es antiisraelische Proteste mit antisemitischen Parolen, und das erschreckende Ausmaß des Antisemitismus zeigte sich insbesondere in sozialen Medien. Allerdings war auch die Mainstream-Berichterstattung problematisch: Neben dem gewohnt antiisraelischen Bias herrschte von links bis rechts Einigkeit, dass „Multikulti“ endgültig gescheitert und die Bekämpfung von „muslimischem Antisemitismus“ und Terrorismus Gebot der Stunde sei. Das größte Medienecho riefen eine von der AKP-Auslandsorganisation *Union Europäisch-Türkischer Demokraten* (UETD)

organisierte Großdemonstration mit 11.000 Teilnehmer_innen, sowie der Angriff von Zuschauern mit „türkischem Migrationshintergrund“ auf Spieler des israelischen Fußballklubs Maccabi Haifa in Bischofshofen hervor. Mediale Wind machte zudem der jährliche antiisraelische Al-Quds-Marsch, der von Ayatollah Khomeini ins Leben gerufen wurde und dessen antisemitische Ausrichtung bis dato kaum interessierte. Auch eine ZiB 2 eskalierte, als der Präsident der UETD, Abdurrahman Karayazili, wütend das Studio verließ, nachdem er kritisch auf antisemitische Aussagen des türkischen Präsidenten Erdogan angesprochen wurde. Dies löste einen frauenfeindlichen Shitstorm gegen die Moderatorin Lisa Gadenstätter aus. Die Reaktionen darauf: massenhaft antimuslimische Berichte und Leser_innenkommentare von dominanzgesellschaftlicher Seite und weitere antisemitische Eskalationen in sozialen Medien. Dort wurde die Diskreditierung von Muslim_innen und ihres Protests beklagt, der tatsächlich antimuslimische Bias der Berichterstattung jedoch mitunter als „Beweis“ betrachtet, dass „Zionisten“ die „Weltpresse“ beherrschen würden.

So weit, so schlimm. Ein näherer Blick auf die Debatten zeigt jedoch, dass nicht (nur) die Demos verhandelt wurden – vielmehr standen migrationsgesellschaftliche Dauerbrenner wie „muslimische Integrationsunfähigkeit“ und „Terrorneigung“ zur Debatte. Ging es um die aktuelle Situation im Nahostkonflikt, war sowohl „autochthone“ Antisemitismus als auch antimuslimisches Ressentiment zu finden – kaum wurde jedoch von Demos oder der Störung eines Fußballspiels „hier bei uns“ berichtet, waren ausschließlich die „antisemitischen Moslems“ im Visier. Antisemitismus wird offensichtlich erst dann zum Problem, wenn es um den der Anderen geht.

ANTISEMITISMUSKRITIK VERSUS RASSISMUSKRITIK?

Diese Überlappung zweier Ismen führt mitunter zu problematischen Double B(l)ind-Effekten bei deren Kritik. Bereits im Gefolge der zweiten Intifada 2001 kam es europaweit zu einem massiven Anstieg antisemitischer Übergriffe, die die zunehmende Islamisierung des Ressentiments widerspiegeln – eine vom *European Monitoring Center on Racism and Xenophobia* in Auftrag gegebene Studie dazu wurde jedoch zurückgehalten. Die Begründung war, dass die Ergebnisse zum Anstieg von antimuslimischem Rassismus und damit zu weiterer Ausgrenzung bereits diskriminierter Kollektive beitragen könnten. Dieses Beschweigen ist ein Problem. Andererseits ist tatsächlich eine Auslagerung des Ressentiments auf Muslim_innen zu beobachten – denn wie könnten autochthones antijüdisches Ressentiment und die Kritik an „muslimischem Antisemitismus“ so problematisch nebeneinander existieren, würde nicht der antimuslimische Diskurs der rassistischen und antisemitischen Ösi-Volksgemeinschaft den ideologischen Kitt dafür liefern? Am deutlichsten wird dies bei einem Blick auf die FPÖ, die aktuell die Antisemitismuskritik entdeckt (solange es um „die Moslems“ geht) und noch im vergangenen Juli zu einem Solidaritätsbesuch nach Israel – dem „Bollwerk gegen Islamisierung und Terror“ – aufbrach.

Angesichts dieser kruden Vereinnahmung von Antisemitismuskritik und Israelsolidarität ist es dringend notwendig, eine Perspektive zu entwickeln, die islamisierten Antisemitismus nicht beschweigt, aber dessen spezifischen Kontext und rechte Instrumentalisierung im Blick behält.

POSTONE STATT SARRAZIN

Der Nahostkonflikt fungiert verstärkt bei muslimischen Jugendlichen als Projektionsfläche für Marginalisierungserfahrungen, und das bietet Anknüpfungspunkte für Antisemitismus. Ausgrenzungserfahrung kann sich mit Religion, Geopolitik und Ressentiment vermischen – davon warnt auch der grüne Gemeinderat Şenol Akkılıç, der sich mit dem steigenden Einfluss islamistischer Gruppen beschäftigt. Doch wie hängen Ausgrenzung und Israelhass zusammen? Eine Antwort findet sich beim marxistischen Theoretiker Moishe Postone, dessen Thesen zu Antisemitismus und NS leider nie den Bekanntheitsgrad von neorassistischen Pseudoanalysen Marke Thilo Sarrazin erreichten. Statt mit „Kultur“ setzte sich Postone mit der Funktionsweise von Antisemitismus als regressivem Krisenlösungsmodell angesichts kapitalistischer Zumutungen auseinander. Aus dieser Perspektive rückt rassistische Exklusion im Gastarbeiter_innen-Migrationsregime in den Blick, ohne Antisemitismus zu exkulpieren oder zum spezifisch islamischen Problem zu stilisieren.

Eine solche Entkulturalisierung ist dringend notwendig, denn wenn die FPÖ Antisemitismuskritik und Israelsolidarität entdeckt, sollte das aus linker Perspektive zu denken geben. Dann ist es umso wichtiger darauf hinzuweisen, dass sowohl Antisemitismus als auch antimuslimischer Rassismus im kapitalistischen Nationalstaat als Herrschaftsideologien fungieren, die sich aktuell sehr leicht gegeneinander ausspielen lassen. Daher müssen beide Ressentiments im Blick behalten werden – alles andere wäre ein Dead End.

Julia Edthofer

DR. ARNE ELSSEN, PROMOVIERTER NATURWISSENSCHAFTLER!

Nein, Herr Elsen ist nicht der ersehnte Nachfolger des vor kurzem verstorbenen Nazi-Esoterikers Dr. Axel Stoll, welcher mit seinen Videos vom „*Neuschwabenland-Stammtisch*“ auf YouTube unzähligen Menschen schöne Stunden prustenden Gelächters beschert hat. Dr. Elsen ist Humanmediziner, genauer gesagt Facharzt für Innere Medizin, spezialisierter Diabetologe und Mitinhaber eines Diabeteszentrums in Hamburg-Brahmsfeld, welches sich als „christliche Praxis“ versteht und seinem Selbstverständnis nach auch „seelsorgerische Aufgaben“ übernimmt. Soviel zu seinem Beruf. Seine Berufung scheint allerdings eine andere zu sein, denn Dr. Arne Elsen führt im Rahmen von Seminaren und Gottesdiensten auch Heilungen durch. Die Nachfrage ist groß. Fast jedes Wochenende gibt er Seminare in christlichen Gemeindehäusern im gesamten deutschsprachigen Raum. So befreit er mit Gott an seiner Seite und über die Grenzen der Vernunft hinaus seit mindestens 5 Jahren „*Kranke*“ von ihrem Leid. Menschen mit Diabetes, Ekzemen, Kopfschmerzen, Hörschwierigkeiten, Krebspatient_innen,

Magersüchtige und sein Spezialgebiet, die Heilung von Homosexuellen. Weil es viel Zeit kostet, besonders aufwendig und anstrengend ist, den Leuten die „Dämonen auszutreiben“, wie der homophobe Arzt selbst sagt, rechnet er seine Sonderbehandlungen lieber über gesetzliche und private Krankenkassen ab. Obwohl die Kassen über Elsens Aktivitäten Bescheid wissen und Homosexualität nicht als Krankheit anerkennen, sei ihrerseits kein Einschreiten möglich, da die Inhalte der Arzt*innen-Patient*innen-Gespräche nicht bekannt seien. Wenn Dr. Elsen bei einer Person die „Erörterung einer lebensverändernden Krankheit“ diagnostiziert, was der Gebührenordnung nach Krankheiten wie Krebs oder Diabetes meint und seinem Fachgebiet entspricht, kann er dafür € 40,22 pro Sitzung auf Kosten der Krankenkassen verlangen.

Dieses Vorgehen ist bei Arzt*innen, die Homosexualität als krankhaftes Leiden sehen, weit verbreitet. Auch für den „Bund katholischer Ärzte“, um deren Vorsitzenden Dr. Gero Winkelmann, ist es eine „schwere Last“ und „psychische Störung“,

wenn Menschen außerhalb einer heteronormativen Matrix leben und lieben wollen.

Nachdem Protestaktionen unter anderem in Wildeshausen und in Flensburg, wo Dr. Elsen hätte auftreten sollen, zur Verhinderung ebendieser Auftritte geführt haben, sind seine Methoden und die Ansichten christlich-fundamentalistischer Arzt*innen-Bünde auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich geworden. Die einzige Möglichkeit, diesen Menschen das Praktizieren zu verbieten, wäre der Entzug ihrer ärztlichen Zulassung. Über eine solche Entziehung entscheidet die zuständige Landesbehörde, meist die Gesundheitsbehörde. Ob Arzt*innen gegen die Berufsordnung verstoßen, wird allerdings nicht generell entschieden, sondern muss im Einzelfall geprüft werden.

Am 29.11.2014 ist Dr. Arne Elsen übrigens bei der Freien Christengemeinde in St. Pölten eingeladen. Er hält im Volkshaus ein Heilungsseminar sowie einen Heilungsgottesdienst.

Joseph Maria Sedlacek

ZURÜCKZAHLEN, BITTE

Von der Versklavung zur Ermächtigung

Am 12. Oktober 2014, dem **International Day for Reparations Related to Colonisation**, findet in den Londoner Black Cultural Archives eine Veranstaltung statt, die Aktivist_innen und Akademiker_innen zusammenbringt, um gemeinsam Argumente dafür zu entwickeln, warum Reparationen für das Unrecht der europäischen Versklavung afrikanischer Menschen geleistet werden sollten. Anlässlich der Veranstaltung traf MALMOE Nathaniel Adam Tobias Goleman (University College London), Initiator des Projekts „Enriching Public Discourse – Empowering African People“, und Jeanette Ehrmann (Forschungsinstitut für Philosophie Hannover), eine der Projektteilnehmer_innen, zum E-Mail-Interview.

MALMOE: Ein Anlass für euer Projekt ist das Fehlen eines öffentlichen Diskurses über Reparationen für Versklavung, die in Großbritannien als Möglichkeit von vornherein ausgeschlossen wurden. Welche konkreten Ziele habt ihr in eurem Projekt?

N.C.; J.E: Zunächst geht es uns darum, am 12. Oktober einen Raum für einen informierten öffentlichen Diskurs über Reparationen zu eröffnen. An diesem Tag wird in den USA und in den spanischsprachigen Amerikas traditionell der „Columbus Day“ bzw. „Día de la Raza“ begangen, um die europäische Kolonisierung der Amerikas zu feiern. Gegen diese offizielle Geschichtspolitik wurde auf dem Weltsozialforum 2013 in Tunis der „International Day for Reparations related to Colonisation“ ausgerufen, um an das mit der Eroberung verbundene Unrecht, also an den Genozid an den indigenen Bevölkerungen und die Versklavung von afrikanischen Menschen, zu erinnern und einzufordern, dass die dadurch entstandenen Be-

schädigungen ‚repariert‘ werden. Das Projekt setzt hier an, um eine breite akademische und aktivistische politische Öffentlichkeit zu schaffen, die sich mit der Frage auseinandersetzt, warum und wie kolonialassistisches Unrecht ‚repariert‘ werden sollte.

Ein zentraler Aspekt eures Projektes ist es, Akademiker_innen und Aktivist_innen in Dialog zu bringen, um neue Formen der Wissensproduktion in Gang zu setzen. Wo liegen hier nach euren Erfahrungen Probleme? Wie können Strategien aussehen, um in Zukunft andere Arbeitsformen zu entwickeln?

Bislang laufen die akademische und die aktivistische Wissensproduktion oft parallel nebeneinander her. Die Wissensproduktion von Aktivist_innen zu Reparationen wird innerhalb universitärer Kontexte kaum wahrgenommen oder als legitimes Wissen anerkannt. An den Universitäten dagegen steht eine ernsthafte Beschäftigung mit der Bedeutung und Dringlichkeit von Reparationsforderungen noch aus. Mit dem Projekt wollen wir eine wissenschaftliche Auseinandersetzung anstoßen und vermitteln, dass diese an inhaltlicher Tiefe gewinnt, wenn sie den epistemologischen Wert von politischer Praxis ernst nimmt und von Aktivist_innen entwickelte Argumente aufgreift. Die entscheidende Frage ist aber, was mit diesem gemeinsam produzierten Wissen geschieht. Das zentrale Anliegen des Projekts ist, dieses Wissen für das Empowerment von Schwarzen Europäer_innen und afrikanischstämmigen Menschen in Europa nutzbar machen.

Ihr positioniert euch sehr klar zugunsten von „Reparationen“ für die europäischen Verbrechen

des Kolonialismus. Was umfasst dieser „Reparations“-Begriff für euch, abgesehen von finanziellen Erstattungen?

Reparationen verstehen wir zunächst einmal sehr weit gefasst als die Möglichkeit, aber auch Notwendigkeit des „repairing wrong“. Dazu gehört eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Verbrechen von Kolonialismus und Versklavung und die Einsicht, dass diese in vielfältiger Form bis heute fortwirken. Die am Projekt beteiligten Wissenschaftler_innen und Aktivist_innen haben ganz unterschiedliche Positionen dazu, warum, wofür und in welcher Form Reparationen geleistet werden sollen. Einig sind wir uns darin, dass ein angemessener Umgang mit der Verschleppung, Versklavung und Entwürdigung afrikanischer Menschen, die den Grundstein für Europas Wohlstand gelegt haben, mehr erfordert als ritualisierte Erinnerungen und Gedenkstätten. Tatsächlich erfordert es auch viel, viel mehr als Geld.

Es gab in der Vergangenheit immer wieder Diskussionen darüber, ob frühere Kolonialmächte wie beispielsweise Frankreich, England oder Deutschland Reparationszahlungen für Sklaverei leisten sollen. Diesen Diskussionen wurde aber von den einzelnen Ländern auffällig wenig Aufmerksamkeit zuteil. Ihr sprecht in eurem Projekt dezidiert von „europäischen“ Reparationen. Gab es auf Ebene der Europäischen Union eine Stellungnahme zu Reparationen?

Die EU hat zwar im Anschluss an die Weltkonferenz gegen Rassismus in Durban 2001 Versklavung und Versklavungshandel als Verbrechen gegen die Menschheit anerkannt. Gleichzeitig beruft sie sich auf das rechtliche Prinzip

des Rückwirkungsverbots, das die nachträgliche Anwendung von Völkerrecht ausschließt. So sollen Entschädigungszahlungen kategorisch ausgeschlossen werden – obwohl Art. 7 Abs. 2 der Europäischen Menschenrechtskonvention einen Spielraum dafür lässt, besonders schwerwiegende Handlungen, also Verbrechen gegen die Menschheit, auch nachträglich zu verurteilen und zu bestrafen. Die einzelnen Mitgliedsstaaten folgen dieser Vorgabe. Frankreich hat nicht nur jeden Bezug zu seiner eigenen Geschichte als versklavende Kolonialmacht, sondern auch die Frage der Reparationen aus der Loi Taubira, dem Gesetz zur Erinnerung an die Versklavung, gestrichen. In Großbritannien wurde jede Diskussion über Reparationen verweigert. Deutschland, das den Völkermord an den Herero und Nama bisher weder anerkannt noch sich dafür entschuldigt hat, weist die Reparationsforderungen Namibias mit dem Verweis auf die enge Entwicklungszusammenarbeit zurück. Damit entzieht sich Europa einer politischen Debatte über Reparationen, während sich die offizielle Erinnerungspolitik die Geschichte des Schwarzen Widerstands und der Abschaffung der Versklavung aneignet und in ein eurozentrisches Narrativ von Aufklärung und moralischem Fortschritt überführt.

Die Machtstrukturen der Kolonialgesellschaften wirken in Form von Rassismen und Neokolonialismen bis heute fort. Wie könnte, angesichts dieser Kontinuitäten, ein umfassendes Programm aussehen, das nicht nur vergangene Verbrechen adressiert und „repariert“, sondern gleichzeitig auf aktuelle Ungleichheiten eingeht?

Die europäische Versklavung afrikanischer Menschen umfasst drei miteinander verknüpfte, aber doch

unterschiedliche Dimensionen, nämlich Besitzversklavung (*chattel slavery*), koloniale Versklavung und neokoloniale Versklavung. Damit ist die Perspektive auf die bis heute andauernden Folgen von Versklavung, die das Projekt einnimmt, ganz zentral. Ein umfassendes Programm erfordert einerseits eine Kritik des Alltags- und strukturellen Rassismus, der überall in Europa gegenwärtig ist. Andererseits existieren auch nach der juristischen Abschaffung der Versklavung in fast allen Ländern der Welt Arbeits- und Ausbeutungsverhältnisse, die in der Forschung als Neo-Versklavung beschrieben werden, auch in der EU. Hier muss man aber auf der Hut sein, dass nicht unter dem Deckmantel der Bekämpfung von Menschenhandel und Zwangsarbeit die repressive Grenz- und Migrationspolitik der EU legitimiert wird, die selbst im Kern neokolonial und rassistisch ist.

Vielen Dank für das Interview!

Interview: Gudrun Rath

Weitere Informationen:
<https://www.ucl.ac.uk/european-institute/research/grants/2013-14/reparation>

BEWEGUNGSFREIHEIT!

Der Marsch für die Freiheit von Straßburg nach Brüssel

„Wir entschieden uns eine europäische Karawane zu organisieren, welche von der Großzahl der europäischen Länder nach Brüssel führt, wo die europäischen Institutionen ihren Sitz haben. Um zu zeigen, dass wir die Grenzen, die sie uns auferlegen, indem sie uns durch Staatsgrenzen und in Lagern gefangen halten, nicht akzeptieren, nehmen wir uns unser Grundrecht auf Bewegungsfreiheit und bringen unsere Forderungen direkt dort an, wo die Entscheidungen gefällt werden.“

Der Marsch für die Freiheit im Mai und Juni 2014, aus dessen Ankündigung das obige Zitat stammt, ist ein Beispiel für die Kollektivierung der Kämpfe von Protestierenden in verschiedenen Städten. Eine globale Gruppe von über 100 Menschen, Asylsuchenden, Geflüchteten, undokumentierten Migrant_innen, Staatsbürger_innen der EU und vielen anderen Ländern, marschiert 500 km, von Straßburg bis nach Brüssel. Ich begleite einen Teil der Strecke.

Die Idee eines Marsches für die Freiheit ist aus der Geschichte bekannt. Vor allem durch Mahatma Gandhi, der den Marsch als ein Werkzeug für zivilen Widerstand geprägt hat: Die Marschierenden verstoßen bewusst gegen unterdrückende Gesetze und zielen so auf die Thematisierung der Unrechtssituation ab. Durch die rechtliche Illegalität der Handlung wird gleichzeitig ihre moralische Legitimität betont. Die Bereitschaft, dafür auch Gewalt

auszuhalten, hebt Märsche von anderen Protestformen ab und verstärkt ihre Wirkung.

ZIVILER WIDERSTAND DURCH PRAKTIZIERTE BEWEGUNGSFREIHEIT

Mobil zu sein gehört schon immer zum Menschsein, Barrieren und Hindernisse sind daher immer konstruiert. Das wiederum bedeutet, dass die existenzielle Bewegungsfreiheit der Menschen aktiv unterdrückt und eingeschränkt worden ist. Sie erscheint mehr und mehr utopisch. Die Infragestellung der Zulässigkeit staatlicher Migrationsregime, wird dagegen argumentiert, gehe aber eben auch mit einer Infragestellung der Voraussetzungen nationalstaatlich verfasster Demokratien und nationaler Wohlfahrtsstaaten einher. Denn diese bauen ausschließlich auf die Gemeinschaft von Staatsbürger_innen sowie auf Loyalitäts-Leistungs-Beziehungen zwischen Staaten und ihren Bürger_innen. Bewegungsfreiheit bedeute deshalb eine Gefahr für diese exklusiven Beziehungen, wie Albert Scherr in seinem Artikel *Offene Grenzen? Migrationsregime und die Schwierigkeit einer Kritik des Nationalismus* feststellt.

Der Frage, ob Bewegungsfreiheit utopisch oder zukunftsweisend ist, begegnet diese Gruppe praktisch, indem sie einfach losgeht. An jedem Tag ist dieser Moment für mich etwas Außergewöhnliches. Das Marschieren verändert etwas:

Am dritten Tag spreche ich in Bezug auf den Marsch zum ersten Mal von „wir“. Wenn wir uns in Bewegung setzen, dann werden wir zu einer Gruppe. Dann werden Gemeinsamkeiten stark, dann reißt die Bewegung mit.

BRÜCHE IM ASYLSYSTEM

Die Ankunft in Brüssel brachte keinen direkten Erfolg. Weder ist die Dublin-Verordnung gekippt noch Bewegungsfreiheit hergestellt. Allerdings hat dieser Sommer nach dem Marsch durch verschiedene Nachrichten aufhorchen lassen. Z.B. durch das Gerichtsurteil des Europäischen Gerichtshofs, dass die Inhaftierung von Geflüchteten nicht in den gleichen Gebäuden erfolgen darf, in denen Strafgefangene festgehalten werden. Ein bedeutender Teil von Geflüchteten wurde daraufhin aus der Haft entlassen. In einem zweiten Urteil verbietet der deutsche Bundesgerichtshof die Haft von Personen, die von der Dublin-Verordnung betroffen sind und in andere europäische Länder abgeschoben werden sollen.

Wer möchte, kann weitere Brüche im europäischen Asylsystem finden, die sich 2014 manifestieren:

Im 1. Quartal stimmte Italien im Rahmen der Dublin-Verordnung 4961 Übernahmeersuchen seitens Deutschlands zu. Davon sind 7% tatsächlich überstellt worden. Im Rhein-Main-Gebiet

gibt es aktuell starken Dublin III-Widerstand, eines der Werkzeuge: Kirchenasyl. Geistliche und Flüchtlingsinitiativen appellieren gemeinsam an Gemeinden, mehr Schutzräume zu schaffen. Derzeit sind in Deutschland 124 Dublin-Kirchenasyle bekannt.

Auch wenn das direkte Ziel des Marsches in Brüssel also nicht erreicht wurde, dann hat er trotzdem auf unterschiedlichen Ebenen Allianzen geschaffen und ein Zeichen für Widerstand und Solidarität gesetzt.

Carla Küffner

Mehr Infos unter:
<http://freedomnotfrontex.noblogs.org>

COMPUTER SAYS NO

Credit Scoring als „smarte“ Diskriminierung im digitalen Kapitalismus

Wenn die Beraterin in der Bank deinen Kreditantrag abblitzen lässt wie Carol Beer in der Serie „Little Britain“ („Computer says no“), schaut sie am Bildschirm mit hoher Wahrscheinlichkeit gerade auf deinen Credit Score. Unter Credit Scoring wird ganz allgemein die numerische Bewertung von KonsumentInnen hinsichtlich ihrer finanziellen Glaubwürdigkeit und Zahlungsfähigkeit verstanden. Ähnlich wie beim oft genannten Rating von Staaten erfolgt durch Credit Scoring eine Bewertung von Privatpersonen. Diese werden über ihr Zahlungsverhalten und verschiedene weitere Variablen statistisch erfasst, analysiert und in gute oder schlechte KundInnen unterteilt.

Das Institut für Technikfolgen-Abschätzung (ITA/ÖAW) hat im Auftrag der Arbeiterkammer Wien (AK) eine Studie zu dieser immer stärker verbreiteten Technik durchgeführt. Die Studie analysiert das Phänomen mit Fokus auf das tägliche Massengeschäft. Neben den wesentlichen rechtlichen Rahmenbedingungen und der Vorstellung zentraler Stakeholder der österreichischen Scoringlandschaft wird vor allem die Methodik des Scorings im Hinblick auf daraus entspringende soziale Implikationen analysiert.

SCHWARZE LISTEN VS. MULTIDIMENSIONALE ANALYSE

Wie sich zeigt, haben die Verfahren des Scorings gerade durch die Digitalisierung im Zuge der letzten Jahre in ihrer sozialen und rechtlichen Eingriffsintensität einen wesentlichen Wandel erfahren. Während die bonitätsbezogene Informationssammlung über Privatpersonen und die Kontrolle der VerbraucherInnen über sogenannte „Schwarze Listen“ bereits seit den 1960er Jahren existiert, geht das Verfahren des Credit Scorings in seiner Qualität über derartige Negativdatenbanken hinaus. Statt einer eindimensionalen Betrachtung der Zahlungsmoral erfolgt eine multidimensionale Analyse sämtlicher Lebensumstände einer Person.

Die digitale Spur in Form des individuellen Zahlungsverhaltens liefert einen detailreichen Einblick in das Leben von VerbraucherInnen. Ob der aktuelle Arbeitgeber, die Höhe der Miete oder die letzte Onlinebestellung – ganz nach dem Motto „Zeige mir dein Zahlungsverhalten und ich sage dir wer du bist“ ist es der kreditgebenden Wirtschaft über derartige Datensammlungen möglich, ihre KlientInnen

zu analysieren und deren Glaubwürdigkeit und Zahlungsmoral zu werten.

Ein Blick auf die internationale Scoring-Landschaft zeigt hier bedenkliche Tendenzen. So werden die Scoring-Modelle zunehmend mit externen, mitunter auch datenschutzrechtlich sensiblen Informationen angereichert, die in ihrem ursprünglichen Entstehungskontext nicht für die Bonitätsbewertung gedacht waren.

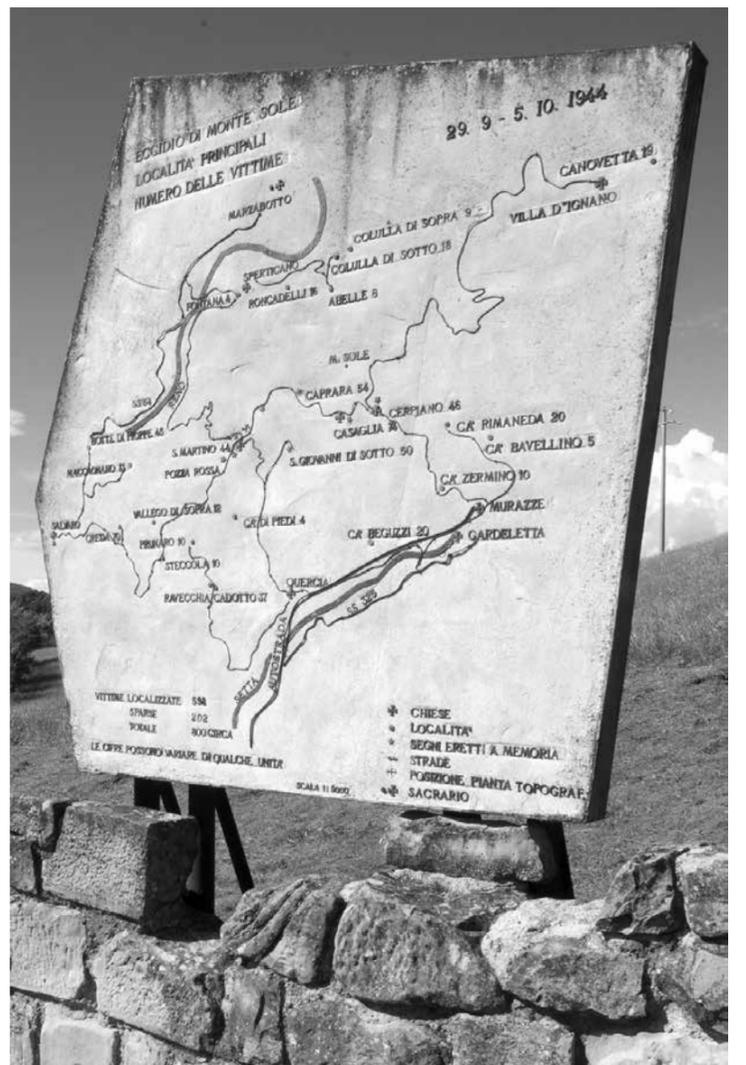
BETRIEBSGEHEIMNIS VS. AUSKUNFTSRECHT

Diesen Entwicklungen steht eine weitgehende Unwissenheit der VerbraucherInnen um diese Verfahren gegenüber – die oft erst dann aufmerksam werden, wenn negative Folgen akut werden. Aufgrund der bestehenden Intransparenz ist ein Dialog zwischen den VertragspartnerInnen in der Praxis oft nicht möglich. Auch die Rechtsansprüche auf Richtigstellung und Löschung der Daten versagen weitgehend.

Von Auskunftsrechten, Versicherungen und der kreditgebenden Wirtschaft werden in der Regel weder die verwendeten Variablen, noch die definierten Risikoklassen offengelegt. Für den einzelnen Betroffenen ist es, entgegen der rechtlichen Regelung, mitunter sogar in der Hausbank nicht möglich, den eigenen Score zu erfahren. Während der konkrete Algorithmus des Scorings dem Betriebsgeheimnis unterliegt, ist die Informations- und Auskunftspflicht über andere Aspekte der personenbezogenen Bewertung gesetzlich festgeschrieben.

INTERPRETATION, WAHRSCHENLICHKEIT UND NEGATIV-KLASSIFIZIERUNG

Dies scheint insofern bedenklich, als dass die Vielschichtigkeit des Lebens und insbesondere künftiges finanzielles Verhalten durch statistische Analyse selektiver Parameter aus der Vergangenheit kaum angemessen beurteilt werden kann. Die verwendeten Daten sind oft alt oder haben keinen direkten Bezug zur Zahlungsfähigkeit. Den Scoringmodellen selbst unterliegen wahrscheinlichkeitstheoretische Annahmen, die keine allumfassende Interpretationshoheit für sich beanspruchen können. Wie bei jedem quantitativ-statistischen Verfahren, können im Zuge des Scorings diverse qualitative Besonderheiten der sozialen Wirklichkeit zwangsläufig nicht adäquat berücksichtigt werden. So kann



die automationsunterstützte Kreditwürdigkeitsbewertung letztlich zu unrechtmäßiger Benachteiligung und einer Form von kapitalistischer Diskriminierung führen.

STRUKTURELLE UNTERLEGENHEIT DER VERBRAUCHERINNEN

Während die kreditgebende Wirtschaft die Notwendigkeit des Credit Scoring als Teil des Risikomanagements begründet und versucht, die Vorhersage der Zahlungsausfallwahrscheinlichkeit zu präzisieren, schlagen Daten- und KonsumentenschützerInnen Alarm und diagnostizieren einen unverhältnismäßigen Eingriff in die Selbstbestimmtheit des Privatlebens der VerbraucherInnen. Diese sind als strukturell Schwächere in diesem Spiel der Dominanz des Kredit systems ausgeliefert.

Eine adäquate Regulierung des VerbraucherInnen-Scorings sollte laut den Autoren der

AK-Studie daher zumindest die Transparenz gegenüber den Betroffenen sichern. Weiters sei über konkretere Schranken für die Anwendung derartiger Verfahren sowie die dabei verwendeten Datenarten nachzudenken. So sollte ArbeitgeberInnen oder VermieterInnen jedenfalls untersagt sein, bei ihren Entscheidungen auf Scoring-Verfahren zurückzugreifen. Auch die Anwendung unterhalb einer zu bestimmenden Bagatellgrenze dient der Eingrenzung ausufernden Datensammelns und Überwachens. Letztlich geht es in der Regulierung des Scorings aber auch um die praktische Durchsetzbarkeit bereits existierender Rechtsansprüche.

Robert Rothmann

Link zur Studie:
<http://epub.oew.ac.at/ita/ita-projektberichte/a66.pdf>

WARUM PIKETTY?

„Das Kapital im 21. Jahrhundert“ wird sich auch auf Deutsch gut verkaufen – zu Recht

DIE KRISE hat das öffentliche Ansehen der ÖkonomInnen auf Talfahrt geschickt. Am Buchmarkt stieg zwar das Interesse an ökonomischen Themen, aber die großen Erfolge heimsten dort anfangs eher Leute ein, die auf Distanz zur ökonomischen Wissenschaft gingen, und deshalb im bildungsbürgerlichen Feuilleton gut ankamen: David Graeber („Schulden“), Tomas Sedlacek („Die Ökonomie von Gut und Böse“), Joseph Vogl („Das Gespenst des Kapitals“), sowie eine Vielzahl selbsternannter UntergangsprophetInnen. 2013/14 ist mit Thomas Piketty schließlich doch ein Vertreter der Zunft zum Bestseller-Autor avanciert – noch dazu ein Linker! Diesen Herbst erscheint sein Buch „Kapital im 21. Jahrhundert“ auf Deutsch und wird wohl auch in dieser Fassung wieder einiges verkaufen. Wie ist das zu erklären?

Dass Piketty vor dem Buch bereits wissenschaftlich im Mainstream der Ökonomie reüssieren konnte und dort viel diskutiert wird, erklärt angesichts des maroden Image des Fachgebiets nicht unbedingt seinen Massen-Appeal. Es sind vermutlich eher ein paar geschickte Darstellungsentscheidungen, die zur Breitenwirksamkeit beitragen. Mit seiner These, dass die Vermögenserträge in der Geschichte des Kapitalismus in der Regel über dem Wachstum der Gesamtwirtschaft liegen, trifft Piketty die aktuelle Themenkonjunktur in Form der Debatte um Reichtumskonzentration und Vermögensteuern. Damit ist er nicht der Erste. Aber im Gegensatz zu anderen einschlägigen Werken weicht er den Standard-Erklärungsformeln „Neoliberalismus“ und „Klassenkampf von oben“ aus. Bei Piketty werden Verselbständigungstendenzen des Reichtums hervorgehoben und damit strukturelle Entwicklungen ins Zentrum gerückt, die mehr oder weniger unbeabsichtigt hinter dem Rücken der Leute passieren. Statt dem Elend der Arbeitswelt und Konflikten zwischen Unternehmen und Beschäftigten



rückt Piketty die Verteilungsergebnisse in den Vordergrund. Das Hauptaugenmerk seiner Ursachenanalyse gilt somit persönlich erscheinenden Kräften statt politischen Auseinandersetzungen, was die Darstellung auch für jene verdaulich macht, die klassenkämpferischen Szenarien angewidert den Rücken zuwenden.

AM MEISTEN ANERKENNUNG wird Piketty für seine Datensammlung gezollt, nicht zuletzt weil beim Thema Reichtum bislang Geheimniskrämerei der Wissenschaft den Weg versperrte. Ein Mitgrund ist vermutlich auch, dass in Zeiten von „Big Data“ Aussagen, die sich auf die Analyse beeindruckender Datenmengen berufen, ein Stellenwert beigemessen wird, von dem theoriegeleitetes kritisches Denken nur träumen kann. Die von Piketty aus seinem Datensatz destillierte Tendenz zur Divergenz zwischen Vermögenserträgen und Wirtschaftswachstum „Gesetz“ zu nennen spricht LeserInnen an, die eine Vorliebe für naturwissenschaftlich-technische Sichtweisen auf soziale Zusammenhänge pflegen. Mit ausführlichen Ausflügen in die Romanwelten des 19. Jahrhunderts, die die Darstellung historischer Verteilungsverhältnisse illustrieren sollen, werden im Gegenzug geisteswissenschaftlich und humanistisch orientierte LeserInnen versöhnt. So bedient der Autor unterschiedliche ZuhörerInnenchaften.

Aktuelle Kontroversen über Sparen vs. Expansion in der Budgetpolitik, den Umgang mit dem Finanzsektor oder die Nachhaltigkeit des Wirtschaftssystems umschifft das Buch, und kann sich so ein Stückweit als fraktionsübergreifend präsentieren (spätestens beim Kapitel mit der Forderung nach Vermögenssteuern ist damit freilich Schluss). Ökonomiebücher zur Krise verbreiten oft Negativbotschaften: Seien es die vor allem von deutschen Rechten verbreiteten Zusammenbruchs-Prophezeiungen rund

um Verschuldung und Geldwert oder die unter Linken übliche Übung, die schmutzigen Seiten der Reichtumsproduktion zu thematisieren. Piketty hingegen setzt letztlich eine optimistische Botschaft: „Wir“ (als Gesellschaft in Europa) sind reicher als wir glauben – das gesamtwirtschaftliche Vermögen steige laufend an, und sei höher als der viel besefuzte Schuldenstand. Einzig seine Verteilung liege im Argen, so Piketty.

PIKETTYS ANALYSE der Folgen von Ungleichheit mangelt es nicht an politischem Gehalt, und seine Kritik an Erbschaften ist sicher schwere Kost für das Bürgertum. Doch was die Umverteilungsforderungen des Autors betrifft, erlaubt sein Fokus auf die Superreichen als die für Ungleichverteilung maßgebliche Gruppe einer sehr breiten Mehrheit der LeserInnen, sich irgendwie als Mittelschicht und nicht angesprochen zu fühlen. Auch des Autors Absage an den Ausbau des Staatsanteils in der Wirtschaft mag bei dieser Klientel zur Beruhigung beitragen.

Viele der genannten Massenattraktionsmittel erreichen freilich gar keine Massen, sondern bestenfalls jene RezensentInnen und Weiterempfehlen, die den berühmten Stein (bzw. in dem Fall: Ziegel) ins Rollen gebracht haben: Dank „Big Data“ liegen Hinweise zum Nutzungsverhalten von e-Book-LeserInnen vor, denen zufolge die englische Ausgabe „Capital in the 21st Century“ zwar viel gekauft, aber wenig gelesen wurde. Bei dem Umfang (in der deutschen Druckausgabe über 800 Seiten) kein Wunder, noch dazu wo es im Internet vor guten Zusammenfassungen wimmelt. Doch eines ist sicher: Sich auf die eine oder andere Weise vom Buchinhalt zu informieren, ist höchst sinnvoll verbrachte Zeit.

Pinguin

LAUTER ALS DIE NORM!

Barrieren ins Museum, Schubladen zu Sägemehl, Diagnosen zu Seifenblasen!

„Küsst den Wahnsinn wach, liebt Krummbeine und Spasmen, begehrt Krücken und Katheter“, heißt es im Aufruf zur Behindert und verrückt feiern – Pride Parade¹, die in Berlin stattgefunden hat. Am 12. Juli 2014 tanzten über 2.000 Teilnehmer_innen rollend und gehend durch Kreuzberg. MALMOE sprach mit Antje Barten und Ly* Antwerpen, die Teil des Bündnisses sind, das die Disability & Mad Pride Parade nun schon zum zweiten Mal organisiert hat.

MALMOE: Wie seid ihr letztes Jahr auf die Idee gekommen, die erste Disability and Mad Pride Parade in Berlin zu veranstalten?

ANTJE: Die Idee ist ursprünglich im ak moB (Anm.: Arbeitskreis mit ohne Behinderung)² entstanden. In Chicago gibt es seit ca. 10 Jahren eine Disability Pride Parade und wir haben uns gedacht, dass wir so etwas auch in Berlin machen könnten. Aber uns war am Anfang nicht klar, wie groß das sein würde.

LY*: Ich bin ja erst ein bisschen später dazugekommen – war es denn von Anfang an klar, dass es eine Disability and Mad Pride werden wird?

ANTJE: Das war relativ schnell klar, weil es auch im ak moB Personen mit unterschiedlichen Betroffenheiten gibt, wir wollten das gerne verlinken.

Und wie hat diese Verlinkung dann funktioniert? Was waren und sind die Gemeinsamkeiten und Konfliktthemen?

LY*: Am Bündnis waren viele herrschaftskritische Gruppen und Einzelpersonen beteiligt, die jegliche Normen des Funktionierens in Frage stellen wollen. Weniger im Bündnis als mit nicht beteiligten Gruppen hat sich die Frage ergeben, ob es gefeiert werden kann, psychiatrische Diagnosen zu bekommen, mit all den Folgen, die daraus entstehen wie z.B. Gewalt in psychiatrischen Institutionen. Ich finde die Frage, ob

es vereinbar ist und die Verlinkung funktioniert, legitim, aber ich finde es auch toll, dass es beides ist und finde, es muss nicht alles widerspruchsfrei und glatt sein.

ANTJE: Auch im Behindertenkontext gab es diese Kritik, dass Behinderung nicht gefeiert werden darf und das nichts ist, worauf Leute stolz sind. Aber ich finde, es ist extrem wichtig, dass nicht normative Körper gesehen werden. Aber auch das ist nur ein kleiner Teil, es gibt ja auch viele Personen, die nicht sichtbare Behinderungen haben.

Welche Strategien hattet ihr auf der Parade, um mit solchen unterschiedlichen Sichtbarkeiten umzugehen?

LY*: Aus dem AK Psychiatriekritik gab es zum Beispiel die Idee „Wahnsinnsschnipsel“ zu machen mit Zitaten und Textfragmenten, die Leute im Vorhinein an uns schicken konnten und die wir dann auf der Parade zusammen mit Konfetti geworfen haben. Das war auch eine Sichtbarmachung von Leuten, die teilweise auch nicht an der Parade teilnehmen konnten, weil sie Menschenmassen nicht aushalten, Angst haben oder in Institutionen eingesperrt sind.

ANTJE: Uns war es wichtig, Personen, die selber betroffen sind – ich mag übrigens mal ein anderes Wort dafür finden –, eine Bühne zu geben. Wobei es auch schwierig ist, zu sagen, wer da rein gehört und wer nicht; da haben wir keine abgeschlossene Position.

LY*: Wir haben darauf geachtet, dass beide Themenbereiche gleichermaßen repräsentiert werden. In den Medien fällt Verrücktheit dann trotzdem oft unter den Tisch. Das kommt sicher einerseits daher, dass Körper oft auf die Schnelle sichtbarer sind als Verhaltensweisen. Aber vielleicht auch, weil es noch mal eine andere Art von Stigmatisierung gibt. Behinderung führt eher zu Mitleid, während

verrückte Verhaltensweisen eher als gefährlich wahrgenommen werden.

Was ist für euch das Politische am Feiern?

ANTJE: Ich ärgere mich oft über die mediale Repräsentation von Behinderten in Deutschland: Feiern, Party und Lebensfreude werden da nicht wirklich repräsentiert. Die australische Komikerin und Behindertenaktivisten Stella Young hat einmal geschrieben, dass ihr Tanzen politisch ist. Mit einem nicht normativen Körper tanzen zu gehen, wird immer bewertet, man steht immer im Fokus, da ist Tanzen politisch per se. Für Leute, die diese Erfahrung haben, immer die Anderen zu sein, die nicht mal in Ruhe tanzen können, ist diese Parade ein Ort, wo das möglich wird.

LY*: Klar ist uns Sichtbarkeit wichtig, aber eigentlich geht es ja um das Event an sich. Und CSDs oder Regenbogenparaden gibt's ja an ziemlich vielen Orten und so eine Pride Parade nicht. Da ist es gerade cool, dass Leute, die von unterschiedlichsten Normierungen oder Pathologisierungen betroffen sind, zusammen sein können.

Es gab bei der Parade einige Redebeiträge von anderen Gruppen wie zum Beispiel vom Bündnis „Zwangsräumung verhindern“ und es waren viele queere und Trans*personen auf der Parade – inwiefern schließt eure Parade andere Themen mit ein und gibt anderen Gruppen Raum zum Andocken?

LY*: Zwangsräumung ist gerade ein großes Thema in Berlin und es sind oft gerade Leute davon betroffen, für die diese Parade relevant ist. In einem anderen Redebeitrag ging es um Migration. Wir wollten unbedingt, dass die Parade das miteinbezieht, weil Leute noch stigmatisierter sind, wenn sie Rassistenerfahrungen machen und gleichzeitig eine Diagnose oder eine Körperbehinderung haben.

ANTJE: Das ist schon auch bewusst gewählt, um nicht in so was reinzureiten, dass wir ein, zwei Diskriminierungen auf dem Schirm haben und den Rest ausblenden. Das gelingt uns mal mehr und mal weniger, aber wir probieren es.

LY*: Generell ist es wichtig zu sagen, Leute sind nicht zwangsläufig das eine oder das andere, nicht behindert oder psychiatrieeerfahren oder queer. Und ein feministischer Anspruch ist uns auch wichtig.

Feminismus und Behindertenrechte werden häufig als sich gegenseitig ausschließend dargestellt, insbesondere wenn es um Themen wie das Recht auf Abtreibung oder Präimplantationsdiagnostik geht. Wie geht ihr damit um?

LY*: Letztes Jahr gab es mehrere Veranstaltungen im Rahmen der Parade. Und das Gen-ethische Netzwerk³ ist auch Teil des Bündnisses...

ANTJE: ... und die argumentieren aus einer feministischen Perspektive gegen die Kriminalisierung von Abtreibung und stehen den neuen Reproduktionstechnologien trotzdem kritisch gegenüber. Wobei es auch das Beispiel von dem gehörlosen lesbischen Pärchen in den USA gibt (Anm.: Sharon Duchesneau und Candace McCullough, 2001), die per künstlicher Befruchtung Nachwuchs haben wollten und gerne Präimplantationsdiagnostik dafür nutzen wollten, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass das Kind auch gehörlos wird. Ich finde, das ist ein schönes praktisches Beispiel, das zeigt, dass der Einsatz von Reproduktionstechnologien nicht zwangsweise dazu genutzt werden muss, das normativ passendste Kind zu erschaffen.

LY*: Klar befassen wir uns auch mit Feminismus, weil Frauen mehr Diagnosen kriegen, eher Medikamente verschrieben bekommen und Geschlechternormen in krisenhaftem und verrücktem Verhalten total greifen, wenn zum Beispiel Wut und Trauer unterschiedlichen

Leuten zugeschrieben werden. Auch Trans*pathologisierung ist ein wichtiges Thema.

Im Einladungstext schreibt ihr (anlässlich der Fußball-WM), dass ihr auf der Parade keine Flaggen haben wollt. In welchem Verhältnis steht die Parade zum Nationalstaat, richtet ihr Forderungen an ihn?

ANTJE: Demonstrationen, die Forderungen an den Staat richten, legitimieren dadurch ja auch den Staat oder die Bundesregierung als das machtvollste Organ, das für uns Entscheidungen trifft. Bei uns schwingt immer auch eine Systemkritik mit. Wir finden es schwierig, Rechte oder Privilegien für Leute innerhalb eines Staatskonstrukts zu verhandeln, während die Menschen, die außerhalb davon stehen, nicht mitgedacht werden.

LY*: Ich würde auch sagen, dass unser Ziel weniger Inklusion in diese Gesellschaft ist – was ja eine realpolitische Forderung wäre, die auch viel gemacht wird – sondern sich die Gesellschaft erst einmal verändern müsste, damit wir darin inkludiert werden wollen. Die nächste Frage ist dann, wer dieses „wir“ ist oder sein möchte.

Interview: Isa* Garde

Die vollständige Version des stark gekürzten Interviews befindet sich auf <http://malmoe.org>.

Links:

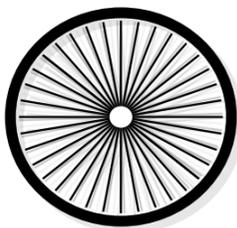
- (1) www.pride-parade.de
- (2) www.ak-mob.org
- (3) www.gen-ethisches-netzwerk.de

GERADEWEGS #11

ORDNUNG AM BAU MACHT MOBILITÄTS-ENTSCHEIDUNGEN

Kolumne zu radzentrierter urbaner Mobilität

Liegt das Gute denn so nah – oder ist einfach das besser, was näher parkt und per Lift direkt erreichbar ist, um sich damit auf die PS-starke Suche nach schnellen Spurwechseln und freien Parkplätzen zu begeben? Für die tägliche Wahl des Verkehrsmittels sind viele Faktoren ausschlaggebend, einer der wichtigsten ist die rasche Erreichbarkeit und komfortable Nutzung. Damit das für das KFZ zutrifft, sorgen seit Jahrzehnten die Wiener Bauordnung und das Garagengesetz. Diese schreiben die Anzahl der PKW-Stellplätze pro Wohnung in Neubauten präzise vor, und sichern damit den Open Access zum Verbrennungsmotor. Viele Bundesländer haben bereits vorgemacht, dass das nicht alles sein kann, und ebenso Verpflichtungen für Anzahl und Qualität der Radabstellplätze verabschiedet. Nun hat Wien die Bauordnung novelliert, und im Ressortpoker zwischen Stadtrat Ludwig und Stadträtin Vassilakou bemerkenswertes gemacht: Einerseits die KFZ-Stellplatzvorschriften reduziert – ein Drittel weniger PKW-Parkplätze fürs Wohnen und ein Fünftel weniger für Büro- und Geschäftsnutzung – und andererseits die Radabstellplätze nicht verpflichtend festgeschrieben. Als Ausgleich dafür musste eine formulierungskreative Ersatzhandlung herhalten.



Nicht in der Bauordnung selbst, aber in den darin enthaltenen erläuternden Bemerkungen steht nun: „Bei der Interpretation ist davon auszugehen, dass bei Neubauten als Richtmaß je 30 Quadratmeter Wohnnutzfläche ein Fahrradabstellplatz zu errichten ist, wobei im Einzelfall auf die örtlichen Gegebenheiten und die voraussichtliche Bewohnerstruktur Bedacht zu nehmen ist.“ Da stellt sich nun die Frage, wer in wessen Interesse auf Örtliches Bedacht nimmt, wenn nur von Interpretationen Ausgang genommen wird? Und wodurch diese Formulierung dafür Sorge trägt, dass der Radabstellraum nicht wie üblich zum verwinkelten Kammerl im Keller verkommt? Denn Lage, Fläche und Ausstattung sind der Schlüssel zum Erfolg, der statt zur Zündung zum Radschloss greifen lässt.

Was möglich ist, zeigt ein Fall, in dem die BewohnerInnen selbst Bedacht auf ihre Struktur genommen haben: das „Wohnprojekt Wien“, deren TrägerInnen sich nachhaltiges Leben, Wohnen und Arbeiten auf die Fahnen geschrieben und ihren Neubau, ein gemeinschaftliches Wohnheim im Nordbahnhofviertel, dementsprechend gestaltet haben. Die sehr wenigen Autos – denn der Großteil lebt autofrei – sind in der Garage

des Nachbarhauses kostenpflichtig geparkt, die dadurch frei werdenden Untergeschoßflächen und Budgets wurden für Gemeinschaftswerkstätten und Freiräume genutzt. Der ebenerdige Fahrradabstellraum inklusive Werkstatteck hat geräumige Ausmaße, die einer Bauordnung würdig wären und die eine emissionsfreie, platzsparende Verkehrsmittelwahl wirklich nahe legen. Hinter Glas und sauber geordnet – ganz ohne Bauordnungshilfe – stehen 120 Fahrräder für 40 Wohnungen, daneben Lastenräder und Kinderanhänger. Wenn Ordnungspolitik zu vage bleibt, ist also vereinzelt Selbstorganisation angesagt. Die gesellschaftliche Mobilitätswende wird so aber in weiter Ferne bleiben.

Alec Hager

Alec Hager transportiert Radverkehrengagement als Bundessprecher von Radlobby Österreich sowie für die Wiener Radlobby IG Fahrrad. lobby.ig-fahrrad.org. Der Text basiert auf Analysen durch IGF-Vorstandsmitglied Beatrice Stude.

WHERE NO ONE HAS GONE BEFORE

Interview mit der Elektronik Musikerin Irradiation

Irradiation hat als treibende Kraft hinter TEMP-Records und dem TEMP-Festival in Greifenstein im letzten Jahrzehnt viel zur Verbreitung heimischer elektronischer Musikproduktionen beigetragen. Trotz regelmäßiger eigener Auftritte blieb ihr Werkkatalog jedoch bisher eher dünn. Es waren einfach zu viel der Umtriebe. In den letzten Jahren hat sie sich aus ihrer Rolle als Veranstalterin zurückgezogen und auf die Produktion eigener Musik konzentriert. So erscheint jetzt im Oktober ihr Album „Quantum Oscillations“, welches mit den beiden davor schon erschienenen EPs eine Releaseserie bildet. In dieser geht Irradiation daran, musikalisch den Mikro- und Makrokosmos zu bereisen.

MALMOE: Deine gegenwärtige Releaseserie hinterlässt den Eindruck, Du scheinst zu neuen Ufern aufzubrechen. Wie würdest Du den Arbeitsprozess beschreiben?

IRRADIATION: Mit den neuen Ufern hast Du schon recht. Es ist zwischen 2011 und 2012 musikalisch bei mir ziemlich viel passiert. Genau genommen ist auch der größte Teil der Arbeit in dieser Zeit entstanden und danach habe ich an den Feinheiten gefeilt. Zu dieser Releaseserie gehört dann auch noch eine Komposition, die ich 2012 gemacht habe für die 10-Jahres-Feierlichkeiten vom New Yorker „Austrian Cultural Forum“, die sich da einfügt. Die Komposition greift musikalisch etwas weiter, erforscht das Thema Raum-Zeit und ist 4-Kanal. In dem Zeitraum habe ich auch ein Konzept für eine aufwendige interaktive Audio-Video-Installation namens „Fine Tuning The Universe“ entwickelt, deren Umsetzung an fehlenden Mitteln bis dato gescheitert ist.

Mich würde interessieren, wie Du konzeptionell an die Produktion herangegangen bist.

Es gab ganz viele Bruchstücke zum Thema Kosmologie und Quantenmechanik, die ich in eine musikalische Interpretation bringen wollte. Das ist also ein sehr offenes Konzept. Der letzte Track des Albums heißt zum Beispiel „Entropy“. Es gibt die Theorie, dass das Universum in vielen Milliarden Jahren nur noch schwarz ist und ab und an irgendwo ein Teilchen rumschwirrt. Das sind Bilder, die ich bei diesem Track im Kopf gehabt habe. Es ist also kein wirklich strenges Konzept. Ich hab viel experimentell aufgenommen mit diversen Klangerzeugern und Field Recording. So hab ich Stimmungen und Gedanken, die ich zu bestimmten Themen hatte, auf eine Art von Metaphysik zu musikalischen Stücken gemacht.

Wie kommst Du zu Kosmologie und Quantenphysik?

Astronomie und Science-Fiction. Astronomie hat mich als kleines Kind interessiert. Meine Mutter hat das unterstützt und mir Bücher über unser Sonnensystem und das Universum gezeigt. Als Kind hab ich in

den Bergen die Milchstraße gesehen und da war ich völlig weg. Das war ein sehr einschneidendes Erlebnis. Als um 2000 die ersten Exoplaneten entdeckt wurden, habe ich mich sehr viel mit Astronomie beschäftigt. Ich hab mich einfach schon immer für die Geschichte des Universums und seiner Strukturen interessiert. Wo kommt das Universum her, das ist ja einfach die letzte ultimative Frage.

Dein im Oktober erscheinendes Album trägt den sehr wissenschaftlich angehauchten Titel „Quantum Oscillations“. Was genau ist denn mit diesem Begriff gemeint?

Das ist eine Wortkreation. Aktuelle wissenschaftlichen Theorien zufolge basiert ja sehr viel auf Quanteneffekten. Wenn ich das jetzt weiterdenke, sehe ich eine ziemliche Analogie zur Musik. Die Oszillation ist ein aus der Musik stammender Begriff, und eben auch einer aus der Physik. Es geht um die Frage, was bedeuten Quanteneffekte für unser Weltbild und was bedeutet das für die Musik.

Vor Kurzem meintest Du in einem Interview: „Es gibt Quantenphänomene, die unser deterministisch geprägtes Weltbild auf den Kopf stellen.“ Was meinst Du damit?

Wenn ich jetzt systemtheoretisch denke: Es gibt entweder ein JA oder ein NEIN, also eine NULL oder eine EINS. Bei Quanteneffekten gibt es Überlagerungen von beiden, also eine Gleichzeitigkeit von Zuständen. Nach unserer Alltagslogik gibt es ein Gestern und ein Heute, auf Quantenebene wird das infrage gestellt. Das sind Dinge, die gehen über unserer Alltagsverstand.

Kann der Titel des Albums auch als identitätspolitisches Statement gelesen werden? Im Sinne eines oszillierenden Selbstbildes, dessen unterschiedliche Potenziale je nach Blickwinkel sichtbar werden?

Genau. Den Punkt habe ich ja gar noch nicht angesprochen. Es geht ja auch um die Erforschung des eigenen Selbst, um die verschiedenen Persönlichkeitsaspekte. Also nicht nur um diese technischen Aspekte. Es geht um eine Überlagerung von Zuständen im allgemeinen Sinn.

Viele gegenwärtige elektronische Musik genügt sich ja in der Reproduktion alter Konzepte. Bei Dir scheint das etwas anders zu sein. Wo sind deine musikalischen Andockpunkte?

Bei mir ist schon eine gewisse Rückwärtsorientierung in dem Sinn da, dass ich mich wieder besonnen hab auf Sachen, die ich früher gehört habe. Ich finde schon, dass in diesem Album etwas Industrie mitschwingt. Also gewissermaßen Industrial-Anleihen. Es gab ein paar Impulsgeber_innen so um 2009/10. Damals habe ich festgestellt, dass

sehr spannende Sachen in der experimentellen Musik gemacht werden aber eben von Technoproduzent_innen. Da hab ich gemerkt, ok mir reicht's jetzt mit der funktionalen Dancefloormusik, die ich ja eh auch nie in Reinkultur gemacht hab.

Du hast Dich immer wieder im feministischen Sinne z. B. bei female:pressure engagiert. Gegenwärtig entsteht der Eindruck, dass sich in der Elektronikszenen nur wenig geändert hat. In der EDM-Oberliga gibt es sogar weniger Frauen als jemals zuvor. Andererseits erschienen in der letzten Zeit vermehrt Artikel zu diesem Thema. Wie schätzt Du die Situation ein?

Das Nachdenken fällt mir auf und das finde ich gut. Eigentlich würd' ich am liebsten gar nicht darüber reden müssen. In meiner Welt gäb's diese geschlechterpolitische Frage gar nicht. Da dieses Ungleichgewicht aber besteht und es ganz offensichtlich ist, dass in vielen Bereichen weniger Frauen präsent sind, halt ich es für immens wichtig, dass immer wieder darüber diskutiert wird. Dass Medien darüber berichten und es Netzwerke gibt, die sich dahin gehend organisieren.

Damit sich tatsächlich etwas ändert, müssten sich auch die informellen Netzwerke ändern?

Ich hab den Eindruck, dass die Männernetzwerke stärker sind. Es wird leider immer wieder vermittelt, dass diese Frage nicht wirklich relevant sei und dass es schon irgendwie funktioniere. Da gibt es oft Aussagen wie: „Es gibt eh keine Frauen und die wenigen, die es gibt, sind eh präsent genug“. Ich finde es wichtig, dass Männer selbst darauf reagieren. Die Männer müssen aktiv werden, sonst ändert sich da nichts. Andererseits wurde ich manchmal als „Paradefrau“ eingeladen. Da entsteht dann der Eindruck, es geht jetzt nicht um die Musik und die Künstlerin an sich, sondern darum sagen zu können, ja ich lad jetzt auch Frauen ein.

Du hast Dir über die Jahre mit TEMP- ein ganz eigenes Netzwerk aufgebaut. Kannst Du mal die Entstehungsgeschichte von Festival und Label schildern und die Hintergründe zu dieser Initiative.

Das erste TEMP-Festival war 2003 und ist im Umfeld des oberösterreichischen Backlab-Kollektivs entstanden. Dann kamen immer mehr Menschen von anderen Netzwerken dazu. Und eigentlich gab's dann auch gleich im ersten Jahr mit dem 550 Rony-Album, die mit Backlab gar nichts zu tun hatten und eher aus dem Cheap Umfeld kamen, den erste TEMP-Records Release. Wir hatten dann aber ziemliches Pech mit dem Label. Nach der zweiten TEMP-Records Veröffentlichung, die „A Place For Crazy People“ von mir, ist mit der EFA der erste Vertrieb gestorben und ein paar Jahre später mit Soul Seduction und Ixtuluh zwei weitere. Es war die Zeit des

großen Vertriebssterbens, das war schwierig. Das Festival lief bis 2009 und dann haben wir gesagt, es reicht, es war nach 7 Jahren einfach auch genug. Das Label hat sich dann auch verkleinert, das betreiben jetzt nur mehr ich und Digilog rein digital.

Das TEMP-Festival gehört für mich auch zu den ersten Festivals bei dem Visuals wichtig waren.

Das lag zum einen an mir selbst. 2002 hatte ich meinen ersten Auftritt als Irradiation, eine Zusammenarbeit mit der Visualistin mingo. Das Zusammenführen von Audio und Video war mir also schon vor dem Festival ein wichtiges Anliegen. Ich hab über die Jahre mit unterschiedlichen Visualist_innen zusammengearbeitet und demnächst soll auch meine Kollaboration mit dem Kollektiv TE-R aufgeführt werden, da suchen wir noch nach einem Ort. Andererseits war beim TEMP-Festival auch das Backlab-Umfeld wichtig, weil das auch ein audiovisuelles Kollektiv ist. Insofern ist mir das immer ein großes Anliegen, als Veranstalterin und bei meiner eigenen künstlerischen Arbeit. Mir wär am liebsten Mehrkanal-Ton und ein Breitwandkino. Ich hab auch beim Produzieren viele Bilder im Kopf. Für mich ist ein Live-Set im Idealfall ein audiovisuelles Erlebnis, eine Welt, in die man eintaucht. Das ist mein Verständnis: ein Audio-Film, eine Art eigenes Paralleluniversum.

Wenn Du die gegenwärtige Clubszene mit der Situation damals vergleichst, zu welchem Ergebnis kommst Du? Wie hat sich die Clubkultur verändert?

Das Bedürfnis zu veranstalten war damals schon sehr klar mit dem Fokus auf Musiker_innen und Visualist_innen aus Österreich, weil da galt es eine Plattform zu schaffen. Ich hatte den Eindruck, dass in der Szene das Selbstbewusstsein fehlt, zu sagen: ja, wir machen auch tolle Sachen. Dieses Selbstbewusstsein der österreichischen und wienerischen Clubszene hat sich verbessert. Auch in diesem Sinne, dass es nicht mehr so dieses Schielen auf Berlin gibt, wir wollen Berlin oder Detroit sein. Da hat sich also in den letzten Jahren so ein eigenes Wiener Selbstverständnis entwickelt.

Interview: Christian König

Soeben erschienen:
Irradiation „Black-Body-Radiation“
Irradiation „Wave Function“

Am 31.10 erscheint:
Irradiation „Quantum Oscillations“

Irradiation spielt am 10.10. live im Wiener Werk bei der Reihe „Maschinenraum“



Rock is Hell feiert den 10. Geburtstag – MALMOE gratuliert Rock Is Hell Records ist aus mehreren Gründen ein ungewöhnliches Projekt. Das von Jochen Summer 2004 ins Leben gerufene Label operiert von der steirischen Bezirkshauptstadt

Judenburg aus und ist für die aufwendigsten und ausgefallensten Vinylreleases des Landes verantwortlich.

Im Katalog finden sich jede Menge seltene Formate wie 5", 10" oder einseitig bespielte dreifach-Tapes (!) mit Download-Code. Die Auflagen sind super limitiert (oft nur 50 Stück) und das Cover wird in händischer Kleinarbeit erstellt. Die Künstler_innen sind eher in wilderen Musikbereichen (Gitarren & Lärm) angesiedelt kommen nicht nur aus unseren Breiten. Auch internationale Kaliber wie die Melvins und Carla Bozulich veröffentlichen auf Rock Is Hell. Und natürlich Bulbul!

Jochen Summer mit Tracks, die seinen Musikgeschmack und das von ihm betriebene Label geprägt haben:

BULBUL – ROSL SCHEISS AU
(Rosl 2x5", Rock Is Hell 2004)

Der beste Weg ein Label zu starten: mit Bulbul, der wohl besten Band nicht nur in Österreich und einem Format, das nicht jeder Plattenspieler abspielt. Ich würde es jederzeit wieder genauso machen.

MELVINS – NIGHT GOAT
(Night Goat 7", Amphetamine Reptile Records 1992)

Für mich die beste Band auf diesem Planeten. Die 7" Version von Night Goat ist noch um einiges rauer und härter als die Album Version und klingt mit 28 Umdrehungen abgespielt am besten.

EARTH – OUROBOROS IS BROKEN
(Extra-Capsular Extraction 12", Sub Pop 1991)

Diesen Song live zu hören war* jedes Mal ein einzigartiges Erlebnis (*war, weil er nicht mehr live gespielt wird).

THE NOW TIME DELEGATION – STAND AND DELIVER
(Watch For Today LP, In The Red Records 2001)

Eine Funk/Soul/Rock-Wahnsinnsplatte! Kann ich mir jeden Tag anhören.

WILLIAM ELLIOTT WHITMORE – DRY
(Song Of The Blackbird LP, Southern Records 2006)

Eine unglaubliche Stimme die einen sofort in den Bann zieht und ein unglaublicher Songwriter. Habe ihn leider noch nicht live gesehen und freue mich jetzt schon auf diesen Moment.



Im Frühsommer 2012 Wien nach einem grauhaarigen Pussymund absuchend fand ich einen solchen an einem alten Freund, welcher am 30. Juni in meine Wohnung zum Fotoshooting kam.

Nach Bartpflege, Positionierung und immer wieder langem Stillhalten, wobei der Speichel in den Spalt der Lippen rann, entstand das Bild um 12:48 Uhr.

False Friend (In Your Face), 2012
von Marlene Haring – marleneharing.com

WOHNUNGSLOS

Wohnungslosigkeit – Repression und Widerstand in Wien und Budapest

Regierungen erlassen Gesetze, um Obdachlose mittels Verwaltung und Polizei mehr und mehr aus dem öffentlichen Raum zu verbannen. Gleichzeitig werden „Winterpakete“ geschnürt, um negative Schlagzeilen über erfrorene Obdachlose zu vermeiden. Dagegen formieren sich – sowohl in Budapest als auch in Wien – Initiativen, die Rechte für Obdachlose und leistbaren Wohnraum fordern.

MOBILITÄT UND KONTROLLE IN DER STADT

Die Ausgrenzung sozialer Randgruppen in Wien und Budapest

Mobilität soll die Kardinaltugend des neuen europäischen Menschen sein. Damit er seinen tugendhaften Weg beschreiten kann, sollen ihm auf seinem Lebensweg einige institutionelle Arrangements dies auch ständig in Erinnerung rufen. Während des Studiums, das einem Teil der neuen EuropäerInnen bereits mittels Erasmus die Freude am Wandern und lebenslangen Lernen einimpft, wird der gemeinsame europäische Markt bereist und vermessen. Aber nicht nur fürs Lernen, sondern auch fürs Arbeiten sind Vorkehrungen getroffen worden. Auch hier sind Mobilität und Flexibilität Trumpf: Da kann man schon mal von den Arbeits-Agenturen dieser Welt zu seinem Glück gezwungen werden. Mobilität und Bewegung sind innerhalb der EU also nicht nur Freiheiten, sondern auch Resultate von ökonomischen und institutionellen Zwängen. Aus Sicht der Betroffenen wird Bewegung oft zur Überlebensstrategie und zum Auswegsszenario. Sich auf den Weg machen bedeutet für sie, der Armut zu entkommen, um anderswo einen Neuanfang zu wagen.

Der Anspruch, räumlich mobil und zeitlich flexibel zu arbeiten, soll in einem Workfare-Regime prinzipiell für alle Teile der Gesellschaft gelten, ordnungspolitische Steuerungs- und Kontrollmaßnahmen sorgen jedoch für höchst selektive Reaktionen auf Migrationsbewegungen. Letztlich wird dadurch jedoch nur bestimmten Gruppen der Zugang zu Arbeitsmarkt und gesellschaftlicher Teilhabe ermöglicht. Während in der Mittelklasse StudentInnenmobilität zum Ideal erhoben wird, BildungsbürgerInnen und Fachkräfte von sozialem Aufstieg und Karriere träumen können, werden Migrationsbewegungen anderer gesellschaftlicher Klassen anders bewertet. Hier haben sich in den letzten Jahrzehnten auf europäischer und nationalstaatlicher Ebene Institutionen und Regelungen gefunden, die sich in Form von Grenzagenturen, Erstaufnahmezentren und Lagern mehr auf das Abgrenzen, Einsperren und Beschränken von Bewegung spezialisiert haben.

Auch auf kommunaler Ebene lässt sich das Nebeneinander verschiedener Migrationsbewegungen beobachten. Während im Städte-wettbewerb Konkurrenz um die Ansiedlung von Unternehmen und gut ausgebildeten Fachkräften herrscht, wird auf die Mobilität ärmerer Bevölkerungsgruppen repressiv reagiert. Der Zuzug wird hier vor allem mit Zugangsbarrieren zu Sozialleistungen reguliert. Parallel dazu lassen sich auch Verdrängungsmuster im innerstädtischen Raum beobachten, wo ökonomisch schwächere Gruppen zunehmend aus den Stadtzentren verdrängt werden. Mobilität wird hier erzwungen. Die Verdrängung sozial schwächerer Gruppen erfolgt jedoch nicht nur aus den zentralen Wohnquartieren, sondern auch aus den öffentlichen Plätzen. Dies betrifft vor allem wohnungslose Menschen. Die Reaktionen einzelner Stadtverwaltungen auf die ungewollten NutzerInnen öffentlicher Räume sind einander nicht unähnlich, wie die Beispiele Budapest und Wien zeigen.

INSTRUMENTE DER VERDRÄNGUNG

Trotz unterschiedlicher sozialpolitischer Rahmenbedingungen auf nationalstaatlicher und kommunaler Ebene finden sich auf sicherheitspolitischer Ebene starke Parallelen zwischen den beiden Städten. Die Vorgehensweise erfolgt in beiden Fällen vor allem durch Ordnungs- und Kontrollmaßnahmen, die sozialen Randgruppen ihren Alltag zunehmend erschweren sollen. Das Maßnahmenspektrum reicht von relativ offenkundigen Regulierungsformen durch die Ausweitung juridischer Normen, über Videoüberwachung und die Installierung von privaten Sicherheitsdiensten bis hin zu subtileren Interventionen in Form von Beleuchtung und Gestaltung öffentlicher Räume und deren Mobiliar. Hierfür stehen eine Reihe von Reglementierungen und Restriktionen, die durch Gesetzesnovellen, Verordnungen und die Ausweitung von polizeilichen Kompetenzen zur Anwendung gebracht werden. Unter dem Deckmantel von Sicherheitsvorkehrungen richten sich viele dieser Maßnahmen gegen jene Gruppierungen, die am Rande der Gesellschaft stehen.

Die Straßenverkehrsordnung Wiens ermöglicht beispielsweise das Bestrafen von „unbegründetem Stehenbleiben“ auf dem Gehsteig. In der Straßenkunstverordnung werden StraßenkünstlerInnen mit Platzkarten und streng reglementierten Vorschriften zu Auftrittzeiten, -orten oder Schallemissionsgrenzen geradezu schikaniert. Die jüngst „wiederauferstandene“ Kampierverordnung aus dem Jahr 1985, die ihrer ursprünglichen Intention nach das wilde Kampieren im Stadtraum verhindern sollte, wird dazu eingesetzt, Schlafstätten von Obdachlosen zu zerstören. So geschehen im Stadtpark oder auf der Wiener Donauinsel. Während derartige Formen von Vertreibung vonseiten der Exekutive immer wieder auch mit AnrainerInnenbeschwerden und Sicherheitsbedenken argumentiert werden, ist eine Abweichung vom eigentlichen Verwendungszweck nicht von der Hand zu weisen. Die Anwendung derartiger Verordnungen trifft vor allem Gruppen, die durch ihre bloße Präsenz scheinbar die öffentliche Sicherheit oder die Fotomotive von TouristInnen bedrohen. „Sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen werden durch derartige Maßnahmen zu ‚gefährlichen Klassen‘ degradiert und Leistungs- und Normalitätsnormen gegen sie mobilisiert.“¹

DIE TRANSFORMATION DER BAHNHÖFE

Das Ziel, Räume zu schaffen, die von sozial und ökonomisch Schwächeren gemieden werden, zeigt sich nirgendwo so deutlich wie an den neuen Bahnhöfen der Stadt. Hier lässt sich beispielhaft veranschaulichen, wie durch räumlich präventive Kontrolle Bewegungsströme von Menschen gesteuert und auf diese Weise Ein- und Ausschluss manövriert werden. Egal ob die Abschaffung von Warteräumen, in denen sich einst Obdachlose zum Schlafen zurückziehen konnten, das Verschwinden von konsumfreien

Aufenthaltsbereichen, die Gestaltung der räumlichen Infrastruktur oder die permanente Überwachung durch Uniformierte: Der Verdrängungsprozess verläuft oft schleichend, für Betroffene jedoch meist treffsicher. „Die zu beobachtende Homogenisierung und Zonierung von Raum, die sich aktuell an den großen Bahnhöfen ereignet, dient der Herstellung einer sozialen Ordnung, die sich vor allem durch die soziale Differenz legitime versus illegitime NutzerInnen definiert und auf der Marginalisierung und Normalisierung von Körpern und deren Ausschluss aus dem Raum beruht.“² Nicht zuletzt werden über die Hausordnung Normativitäten konstruiert, die bestimmte Formen der Raumnutzung untersagen (Herumlungern, übermäßiger Alkoholkonsum, Durchsuchen von Abfallbehältern, Betteln, etc.). Implizit werden dadurch bestimmte Gruppen ausgeschlossen. Während der so widersprüchliche Ort ein Agglomerationspunkt gesellschaftlicher Heterogenität ist und primär allen Menschen offen steht, schafft er gleichzeitig sozialräumliche Barrieren, die durch gestalterische Maßnahmen wie Helligkeit, Einsichtigkeit und Sauberkeit verstärkt werden. Die neuen Bahnhöfe werden dadurch zunehmend zu sterilen (Nicht-)Orten der Konsum- und Wohlfühlgesellschaft transformiert.

ÜBERWACHUNG UND KONTROLLE

Auf juridischer Ebene leiten gegenwärtig präventive Maßnahmen der Raumordnung ein neues Paradigma in der Ordnungs- und Sicherheitspolitik der Städte ein. Ausdruck findet dieses in der zunehmenden Bedeutung von Schutz-, Verbots- und Erlaubniszonen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit dem aufkommenden (Un-)Sicherheitsdiskurs stehen. Die umfassende Novellierung des Wiener Landessicherheitsgesetzes 2010 sowie die Verschärfung des Sicherheitspolizeigesetzes 2011 stellen die Grundlage für eine neue Orientierung der Polizei dar. Von nun an gelten an ausgewählten Orten der Stadt erweiterte Befugnisse für die OrdnungshüterInnen, die ein zunehmend restriktives Vorgehen gegenüber den „Unerwünschten“ ermöglichen. Raumorientierte Sicherheitspolitiken ermöglichen die weitläufige Kontrolle der Innenstädte. Mit der Einrichtung einer Schutzzone am Wiener Karlsplatz folgt die Stadtverwaltung den lokalen Verwertungsinteressen der Tourismusindustrie, die den Ort als Knotenpunkt zwischen den angrenzenden Kunst- und Kulturbetrieben nutzen will. In Budapest wird die Kriminalisierung von Wohnungslosigkeit gleich in der gesamten Innenstadt realisiert. Grundlage dafür bildet eine umstrittene Verfassungsreform im Jahr 2013 (siehe das Interview auf der nächsten Seite).

Doch was für die etablierte Mehrheitsgesellschaft Sicherheit und Wohlfühlen suggerieren soll, hat für soziale Randgruppen mitunter fatale Auswirkungen. Durch die panoptische Kontrolle von Raum wird ihnen zunehmend die Daseinsberechtigung in den zentralen Straßen und Plätzen der Städte entzogen. Ihr Bewegungsspielraum wird zunehmend enger,

sie selbst werden dadurch zunehmend mobiler. Dieser Widerspruch kann einem schon zu schafften machen, wenn man bedenkt, dass die Orte zum Verweilen, ohne Anpassungs- und Konsumzwang, nahezu vom Aussterben bedroht sind. Robert Sommer, der Chefredakteur und Mitbegründer der Straßenzeitung *Augustin*, meint, dass die Betroffenen das prinzipiell feindliche Verhalten längst in ihren Alltag integriert haben: „Sie sind resistent gegen eine Architektur geworden, in denen die Überwachungskameras wie die Pechrinnen der Ritterburgen ausschauen, aus denen das Pech der Verachtung auf die Subalternen tröpfelt.“³ Wenn sie sich nach außen hin unauffällig zeigen, auf Sauberkeit und Ordnung achten und darauf bedacht sind, abweichendes Verhalten zu verbergen, besteht eventuell die Chance auf „Toleranz“. Aber ist Anpassung von Unangepassten die einzige Möglichkeit, nicht aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen zu werden?

WIDERSTAND UND GEGENBEWEGUNGEN

Tatsächlich stehen der Ausweitung der repressiven Sozial- und Sicherheitspolitiken auch zivilgesellschaftliche Bündnisse gegenüber, deren Widerstand gegen die soziale und räumliche Exklusion marginalisierter Gruppen teilweise erfolgreich ist. In Wien thematisieren Straßenzeitungen wie der *Augustin* oder der *Global Player* die bestehenden sozialen Konflikte nicht nur publizistisch, die KolporteurInnen tragen die Frage nach gesellschaftlicher Teilhabe tagtäglich in den öffentlichen Raum. Die Exklusion wohnungsloser EU-BürgerInnen aus der städtischen Wohnungslosen-Hilfe wurde wiederum von der *Unibrennt-Bewegung* problematisiert und in die Öffentlichkeit getragen. Die Bedeutung der *Audimax-Besetzung* für das jährliche Winterpaket der Wiener Wohnungslosenhilfe, das eine temporäre Unterbringung „nicht-anspruchsberechtigter“ Menschen während der Wintermonate vorsieht, kann nicht überschätzt werden (mehr dazu im dritten Text des Schwerpunkts auf S. 20). In Budapest richtet sich das Engagement von „A Város Mindenkié“ ebenfalls gegen die Diskriminierung wohnungsloser Menschen. Die Initiative, die vorwiegend von Betroffenen getragen wird, thematisiert die Verdrängung wohnungsloser Menschen aus öffentlichen Räumen. Die Initiativen zeigen auf, dass Widerstand und das Engagement von Betroffenen die Möglichkeit auf Änderungen hegemonialer Machtstrukturen birgt.

Wolo in Wien

- (1) vgl. Klaus Ronneberger/Stephan Lanz/Walter Jahn (1999): Die Stadt als Beute
- (2) Imke Schmincke (2010): Der Bahnhof als Ort der Widersprüche. In: Benkel, Thorsten (Hrsg.): Das Frankfurter Bahnhofsviertel, S. 118
- (3) Robert Sommer (2011): Warum bleibt der Rand am Rand, S. 46

Der Schwerpunkt wurde von der Initiative „wolo in Wien“ gestaltet – Kontakt: wolo-in-wien@riseup.net Ein Blog folgt in Kürze!

DIE STADT GEHÖRT UNS ALLEN – ENTRECHTETE KÄMPFEN UM IHRE RECHTE!

Kata Amon, Aktivistin im Kampf gegen die Kriminalisierung von Wohnungslosen in Ungarn und Unterstützerin der Wohnungslosen-Selbstorganisation „A varos mindenké“, im MALMOE-Interview.

„A Varos mindenké“ – übersetzt „Die Stadt gehört uns allen“ – ist eine ungarische Gruppe, die von (ehemals) wohnungslosen Menschen mit den Zielen gegründet wurde, sich für die Rechte von wohnungslosen Menschen einzusetzen, auf soziale Missstände in Verbindung mit Wohnungspolitik aufmerksam zu machen und gegen die Kriminalisierung von wohnungslosen Menschen in Ungarn anzukämpfen. Kata Amon wurde 2010 bei „A varos mindenké“ aktiv. Zu jener Zeit kam es zu ersten Gesetzesänderungen in Ungarn, mit Hilfe derer versucht wurde, wohnungslose Menschen aus dem öffentlichen Raum zu vertreiben. In den darauffolgenden Jahren kam es schrittweise zur Kriminalisierung von wohnungslosen Menschen. Durch neue Gesetze werden wohnungslose Menschen nun nicht mehr „nur“ aus dem öffentlichen Raum vertrieben, sondern für ihre prekäre Lebenssituation auch noch bestraft.

Mietraum ist teuer. In einigen von „A varos mindenké“ verfassten Artikeln ist von „Massenwohnungslosigkeit“ die Rede. Ist unleistbarer Wohnraum einer der Gründe, warum Menschen in Ungarn vermehrt ihre Wohnmöglichkeit verlieren?

KATA AMON: Es gibt viele Faktoren, die zu Wohnungslosigkeit führen. Seit Beginn der 1990er Jahre sind die Mieten gestiegen und nun teilweise höher als das Einkommen der in Ungarn arbeitenden Menschen. Auch wenn Menschen eine Arbeit haben, können sie sich somit Mietraum schlichtweg nicht leisten. Auch Arbeitslosigkeit ist ein großes Thema. Viele Menschen arbeiten unangemeldet und somit prekär, sie können in ihrer Arbeitslosigkeit keine Sozialleistungen empfangen. Auch wenn sie Anspruch darauf haben, die bürokratischen Hürden sind groß. Um den Grundbetrag an Arbeitslosengeld zu erhalten, welcher 70 Euro monatlich beträgt, müssen arbeitslose Menschen neben den regelmäßigen Terminen beim Arbeitsamt Freiwilligenarbeit leisten.

Als die Fidesz-KDNP Koalition 2010 erstmals an die Macht kam, kam es zu einer Kürzung der Sozialleistungen. Seitdem wurde das System immer mehr auf Bestrafung ausgelegt. Menschen, die aufgrund diverser Einschränkungen nicht arbeiten können, wurden abermals untersucht, woraufhin vielen von ihnen trotz massiver gesundheitlicher Einschränkungen die Sozialleistungen gestrichen wurden.

In den von „A varos mindenké“ verfassten Artikeln spricht ihr den „Housing First“-Ansatz an, ein aus den USA stammendes Modell, mit dem auf die Problematik der Wohnungslosigkeit reagiert werden soll, indem wohnungslosen Menschen Wohnraum und individuelle Betreuung zur Verfügung gestellt wird. Möchtest du dazu etwas sagen?

Unser Standpunkt ist, dass jede/r das Recht auf Wohnen haben sollte, und damit meinen wir das Wohnen unter menschenwürdigen und gesunden Lebensbedingungen. Die Privatsphäre von Menschen muss respektiert werden, das heißt anstatt massenhaft Menschen in Unterküften unterzubringen, müsste ihnen eine tatsächliche Wohnmöglichkeit geboten werden. Außerdem braucht es soziale Betreuung, um Wohnungslosigkeit präventiv zu verhindern. Für diejenigen, die Bedarf haben, müsste es Sozialwohnungen geben und das obliegt der Verantwortung der Stadtregierungen. Wir haben bereits ein Projekt in Kooperation mit der Budapester Stadtregierung im 10. Budapester Stadtbezirk gestartet, in welchem Freiwillige eine Wohnung renovieren, die in Stadtbesitz ist. Diese Wohnung wird dann von wohnungslosen Menschen bezogen. Es gibt eine neue Organisation in Budapest, die mehrere solche Projekte organisieren wird. Es gibt bereits genug Beweise aus den USA und aus Westeuropa, die aufzeigen, dass dieses Modell, entsprechend dem „Housing First“-Ansatz viel besser für die Menschen funktioniert. Es ist auch kostengünstiger als „Massennotquartiere“. Natürlich wird von Seiten der Politik immer wieder behauptet, dass damit kostenfrei Wohnungen an Menschen vergeben werden, die das nicht „verdienen“. Setzt man sich aber mit Immobilienspekulationen und mit dem enormen Ausmaß an Korruption rund um Gebäude, die sich in öffentlichem Besitz befinden, auseinander, ist es nicht weiter überraschend, warum Projekte wie das gerade beschriebene PolitikerInnen ein Dorn im Auge sind. Es gibt auch Stimmen, die sagen, wohnungslose Menschen sind psychisch krank, drogen- oder alkoholabhängig und somit unfähig, selbstständig in einer Wohnung zu leben, ohne diese zu verlieren. Die meisten wohnungslosen Menschen sind aber weder psychisch erkrankt noch haben sie mit Abhängigkeitserkrankungen zu kämpfen. Es ist auch interessant, dass der „Housing First“-Ansatz unter anderem mit dem Ziel entstand, gerade

Menschen mit besonderen Belastungen Wohnen zu ermöglichen und sich dabei als sehr erfolgreich erwies. Nicht mehr unter prekären Bedingungen „untergebracht“ sein zu müssen, wirkt sich in vielen Beispielen positiv auf die Gesundheit von wohnungslosen Menschen aus. Das zeigt, dass die Aussage, dass „psychisch kranke Menschen oder Menschen mit einem Suchtproblem nicht unabhängig leben können“, nicht haltbar ist.

Arbeitet „A varos mindenké“ mit sozialen Einrichtungen für wohnungslose Menschen zusammen? Gibt es Unterstützung seitens solcher Organisationen?

Es gibt SozialarbeiterInnen, die bei „A varos mindenké“ aktiv sind, und teilweise Kooperationen mit SozialarbeiterInnen in den öffentlichen Einrichtungen. Wir werden beispielsweise informiert, wenn Räumungen von Schlafquartieren seitens der Regierung geplant sind. Laut Gesetz ist es nicht erlaubt, unangemeldet gebaute Quartiere ohne vorherige offizielle Bekanntgabe zu zerstören, in vielen Fällen passiert aber genau das. Damit verlieren wohnungslose Menschen ihr „Zuhause“ sowie ihren gesamten Besitz.

Wir organisieren außerdem Fortbildungen für im Sozialbereich tätige Menschen, um zu vermitteln, wie die Interessen von wohnungslosen Menschen vertreten werden können. Das ist schwierig, da die vom ungarischen Staat finanzierten Einrichtungen abhängig sind und nach außen hin nicht als „radikal“ beziehungsweise allzu kritisch gelten dürfen. Daher gibt es für Menschen, die in diesem Feld arbeiten, strenge Regelungen bezüglich ihres Auftretens nach außen. Auch kooperieren viele der Einrichtungen mit der Regierung und tragen somit eine strafende und repressive Umgangsweise mit.

Das ist nur einer der Gründe dafür, dass solche Einrichtungen die Ziele von „A varos mindenké“ nicht teilen. Weitere Gründe sind die zahlreichen Vorurteile gegenüber Wohnungslosen, die es auch unter den SozialarbeiterInnen gibt. Viele glauben, dass das Angebot für wohnungslose Menschen, wie es derzeit aussieht – Notschlafstellen und etwas Essen –, ausreicht und richtig ist. Wohnungslose Menschen sollten in diese Quartiere gezwungen werden, da sie selbst nicht auf sich Acht geben könnten und nicht wissen, was gut für sie sei. Es gibt auch einen „Klassenkonflikt“ diesbezüglich, da im Sozialbereich tätige Menschen die

am schlechtesten bezahlten Arbeitskräfte sind. Um sich ihr Leben finanzieren zu können, müssen sie meist weit über der Normalarbeitszeit arbeiten, die meisten leben in ArbeiterInnenwohnheimen oder prekär, haben also oftmals ähnliche Probleme bezüglich des Wohnens wie ihre Klientel. Aber auch die Arbeitsbedingungen unabhängig von der Bezahlung sind schlecht, wenn man sich die Umstände in den Notquartieren ansieht: zu viele Menschen, es gibt zu wenig Versorgung, oftmals sind die Quartiere dunkel und in einem Keller, mit Kakerlaken und anderem Ungeziefer.

Die meisten Quartiere unterstützen uns aber trotzdem auf irgendeine Art und Weise: wir können unser Infomaterial dort auslegen, Veranstaltungen in diesen Gebäuden organisieren usw. Wir haben auch schon versucht, bei Konflikten in den Notquartieren zu helfen, haben Diskussionsabende veranstaltet, um über die Arbeit von „A varos mindenké“ zu informieren, haben Aktionen gegen bedenkliche Reformen im Sozialbereich organisiert, wie gegen das neue System zur Registrierung wohnungsloser Menschen. Dieses System sieht vor, dass jeder wohnungslose Mensch nur ein Tageszentrum für Wohnungslose nutzen kann. In der Realität ist das aber schwierig, da nicht alle grundlegenden Angebote überall bestehen.

Gibt es Zahlen bezüglich Wohnungslosigkeit und leer stehendem Wohnraum oder die Situation in den Notquartieren?

Es wird derzeit eine Datenerhebung von uns durchgeführt, die auf Wohnraum fokussiert, der sich in öffentlichem Besitz befindet. Davon gibt es noch keine offiziellen Zahlen. 3% des ungarischen Wohnraums sind Sozialwohnungen, das ist im Europavergleich sehr wenig. Gleichzeitig gibt es in etwa 500.000 leer stehende Wohnungen im Land. Es gibt circa 30.000 wohnungslose Menschen in Ungarn, weitere 1,5 Millionen wohnen prekär – das heißt in überfüllten Wohnungen, mit hohen Schulden, unter ungesunden Lebensbedingungen, in unsicheren Mietverhältnissen usw.

Es gibt in etwa 11.000 Notquartiersplätze in ganz Ungarn und um die 10.000 wohnungslose Menschen allein in Budapest. Das ist einfach nicht genug Platz für alle wohnungslosen Menschen.

Es gab die so genannte „Vierte Gesetzesänderung“ des Grundge-

setzes in Ungarn, die es möglich gemacht hat, Wohnungslosigkeit zu bestrafen und Repression gegen Randgruppen im Allgemeinen zu verschärfen. Steht diese Gesetzesänderung in einem Zusammenhang mit der Repression, die aktuell auf einige NGOs in Ungarn ausgeübt wird?

Zweck dieser Gesetzesänderung war es, einen Weg zu finden, um Gesetze durchzubringen, die vom Verfassungsgerichtshof für verfassungswidrig erklärt wurden. Der Verfassungsgerichtshof hat ja das Recht, Gesetze abzulehnen, wenn sie der Verfassung widersprechen. Das Reformieren des Grundgesetzes macht es nun möglich, diesem Einspruch zu entgehen. Das eigentliche Ziel der Änderung des Grundgesetzes war somit schlichtweg Repression. Das alles hat aber nichts mit den Belästigungen der NGOs in jüngster Vergangenheit zu tun. Da ging es darum, Druck auf kritische Organisationen auszuüben. Die offizielle Begründung für die Hausdurchsuchungen in diversen Bürogebäuden von NGOs war der Verdacht auf Veruntreuung von Fördermitteln. Auch wurde behauptet, Norwegen, das diese NGOs finanziell unterstützt, sowie ganz Westeuropa, versuche, Konflikte innerhalb Ungarns zu schüren.

„A varos mindenké“ war davon nicht betroffen, da wir keine offizielle Organisation sind.

Zwischen April und November 2012 wurden 2200 Menschen dafür bestraft, dass sie sich als Wohnungslose im öffentlichen Raum aufhalten. Hat sich daran etwas geändert?

Das Gesetz wird nach wie vor streng exekutiert, vor allem in den inneren Bezirken Budapests. Die meisten Menschen bekommen Geldstrafen dafür, dass sie im öffentlichen Raum nächtigen. Wie viele schon inhaftiert wurden, da sie die Strafen nicht bezahlen konnten, kann ich nicht sagen.

Interview: wolo in Wien



MIGRATION UND WOHNUNGSLOSENHILFE

Institutionalisierte Ausschlüsse von EU-BürgerInnen

Wie ist die Wohnungslosenhilfe in Österreich strukturiert, welche Kriterien gibt es, um Hilfsangebote in Anspruch nehmen zu können und was tun die Verantwortlichen des Fonds Soziales Wien (FSW), die für die Gestaltung und Durchführung der Wiener Wohnungslosenhilfe verantwortlich sind, um auch obdachlosen EU-BürgerInnen ein selbstverantwortliches und lebenswertes Leben zu ermöglichen?

Nach der Audimax-Räumung des Jahres 2009/10 ist das Phänomen von obdachlosen EU-BürgerInnen ohne Ansprüche auf Unterbringung in der Wiener Wohnungslosenhilfe (WWH) mehr oder minder aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden. Selbst in der Diskussion um die Verdrängung von Wohnungslosen aus dem Wiener Stadtpark im November 2013 ist wenig bis gar nicht auf die Tatsache hingewiesen worden, dass es sich bei dieser Gruppe um einen Personenkreis handelt, der keinen Anspruch auf Leistungen der WWH hat und der folglich in einer noch viel existenzielleren Art und Weise auf den öffentlichen Raum angewiesen ist.

STRUKTUR DER WOHNUNGSLOSENHILFE

Die Wohnungslosenhilfe in Österreich fällt grundsätzlich in den Kompetenzbereich der Länder, daher liegt die Umsetzung von Unterstützungsleistungen bei den Gemeinden im Rahmen der jeweiligen Sozialhilfegesetzgebung. In Wien wurden die entsprechenden Agenden des Sozialamts an den FSW ausgegliedert. Dieser führt die WWH sowohl durch eigene Gesellschaften als auch durch die Finanzierung von anerkannten Einrichtungen (Caritas, Volkshilfe, Rotes Kreuz, ...) durch. 2008 wurde mit dem Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe (bzWO) eine FSW-eigene Stelle geschaffen, welche die „Förderwürdigkeit“ von KlientInnen der WWH prüft und diese bei Anspruchsberechtigung in unterschiedliche, zeitlich befristete Wohnformen (inkl. Wohnungsschlüsseln und Nutzungsvertrag) vermittelt. Hierbei beträgt die durchschnittliche Wartezeit ab Antragstellung auf ein Erstgespräch zwei Monate und 6-12 Monate auf die Zuweisung der Wohnform selbst.

AUFENTHALT UND ANSPRUCH

Wenn Menschen in der Wiener Wohnungslosenhilfe als „nicht anspruchsberechtigt“ gelten, bedeutet dies, dass sie über keine Ansprüche nach dem Wiener Mindestsicherungsgesetz verfügen. Somit gehören sie nicht zu der Zielgruppe,

die Zugang zu den Sozialleistungen der Stadt Wien hat. Um diese Leistungen in Anspruch nehmen zu können, benötigt mensch als MigrantIn mit nicht-österreichischem, aber EU-Reisepass eine Anmeldebescheinigung der MA 35 (zuständig für Einwanderung, Staatsbürgerschaft, Standesamt). Diese ist in Österreich, wie auch in anderen Staaten des europäischen Wirtschaftsraums, ein Aufenthaltstitel, welches das Aufenthaltsrecht ausländischer Mitmenschen nachweist und nicht mit einem Aufenthaltstitel verwechselt werden darf, da EU-BürgerInnen aufgrund der europarechtlichen Grundfreiheiten zum Aufenthalt in anderen Mitgliedstaaten berechtigt sind. Sie hat somit im eigentlichen Sinne lediglich eine deklaratorische Funktion. Notwendig für den Erhalt einer Anmeldebescheinigung sind eine Hauptwohnsitzmeldung, eine existenzsichernde Erwerbstätigkeit sowie ausreichender Krankenversicherungsschutz, also insgesamt Voraussetzungen, die für obdachlose Menschen aus den neuen EU-Ländern eine unüberwindbare Hürde darstellen.

VON DER AUDIMAX BESETZUNG ZUM WINTERPAKET

Das sogenannte Winterpaket wurde 2009 von der Stadt Wien ins Leben gerufen. Das Ziel dieses Pakets ist es, die Kapazitäten der Nachtquartiere und Tageszentren zeitlich befristet zu erweitern, um in der kalten Jahreszeit auch jenen obdachlosen Menschen zu helfen, die über keine Ansprüche nach dem Wiener Mindestsicherungsgesetz verfügen. Wenig bekannt hierbei ist jedoch, dass dies nicht aus einer grundlegenden sozialen Verantwortung der Stadt Wien und einer Anpassung an die gesellschaftlichen Veränderungen geschah, sondern das Thema rund um Menschen ohne Anspruch auf Notquartiersplätze erst durch die Audimax-Besetzung 2009 seinen Weg in den öffentlichen Diskurs fand. Da es für die Betroffenen an Nächtigungsmöglichkeiten und Aufenthaltsorten in der Bundeshauptstadt mangelte, wurde nämlich kurzerhand das von StudentInnen besetzte Audimax auch von obdachlosen Menschen genutzt. Um auf die gravierenden Mängel im Wiener Sozialhilfesystem aufmerksam zu machen, wurde von den Studierenden die Arbeitsgruppe „prekäre Lebenswelten“ gegründet. Diese Arbeitsgruppe forderte die Stadt Wien auf, sozialpolitisches Engagement zu zeigen und langfristige Angebote für Obdachlose mit Migrationshintergrund zu schaffen. Im Dezember 2009 fand unter dem Motto „Schleichts euch ins Audimax!

Sagt das Wiener Sozialhilfegesetz?“ eine Pressekonzferenz statt, bei der VertreterInnen von NeunerHaus, VinziBett und OBDS (Österreichischer Berufsverband der SozialarbeiterInnen) sowie BesetzerInnen erneut auf die prekäre Gesetzeslage aufmerksam machten und nachhaltige Lösungen seitens der Stadt Wien forderten. Nach der Räumung des Audimax kam es erstmals zur befristeten Unterbringung von nicht-anspruchsberechtigten EU-BürgerInnen durch die Verantwortlichen des FSW.

DIE WWH IST (NICHT) FÜR ALLE DA!

Seit 2009 gibt es also alljährlich vom FSW geschnürte, zeitlich befristete Winterpakete für Nicht-Anspruchsberechtigte Personen mit Unterschieden hinsichtlich Dauer und Kapazität. Hierbei ist darauf hinzuweisen, dass dies keine Ausnahmeleistung der Stadt Wien ist, die zeitlich befristete Unterbringung stellt im (west)europäischen Raum inzwischen einen als Standard implementierten Kälte- und Erfrierungsschutz dar. Weiterhin wird von Seiten der Verantwortlichen mit der raschen und unbürokratischen Hilfe geworben. Was jedoch nicht thematisiert wird, ist, was mit all den Betroffenen geschieht, wenn das Winterpaket jährlich wieder zu Ende geht: denn dann können Menschen ohne Anspruchsberechtigung die Notquartiere nicht mehr nutzen. Als einzige Unterstützungsleistung bleibt die Ausgabe von Schlafsäcken. Eine prekäre Situation, die kaum Raum für langfristige Perspektiven mit sich bringt.

FORDERUNGEN UND POSITIONEN

Die Notwendigkeit eines umfassenden, ganzjährigen Angebotes an Notschlafstellen in Wien für alle wohnungslosen Menschen, ungeachtet ihrer Staatsbürgerschaft, wird von Seiten der EntscheidungsträgerInnen nicht anerkannt bzw. beruft man sich auf fehlende finanzielle Mittel. So antwortet Anita Bauer, eine der stellvertretenden GeschäftsführerInnen des Fonds Soziales Wien, auf die Forderung des Verbandes Wiener Wohnungslosenhilfe: „Ich verstehe diese Forderung nicht. Wenn irgendwer das Geld dafür gibt, können wir darüber reden, mit dem Geld der Wiener Steuerzahlerinnen und Steuerzahler, das uns zur Verfügung steht, geht sich das nicht aus.“¹ Und die Wiener Sozialstadträtin Mag.a Sonja Wehsely meint dazu: „Die Wiener Wohnungslosenhilfe steht für WienerInnen zur Verfügung. Das sieht richtigerweise das Gesetz so vor. Nur so lässt sich Sozialtourismus nach Wien vermeiden.“

Das ist ein Grundprinzip sozialer Gerechtigkeit in ganz Europa.“² Beide Aussagen zeigen klar auf, wie die Ausgrenzung der inzwischen größten Gruppe an Obdachlosen in Wien gerechtfertigt wird.

Nach der Audimax Räumung ist das Phänomen von obdachlosen EU-BürgerInnen ohne Ansprüche auf Unterbringung in der WWH mehr oder minder aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden. Es stellt sich die Frage, ob das fehlende mediale Interesse auch zu einer Abschaffung des Winterpakets führen könnte. Im Winter 2009 musste aufgrund der allgemeinen Aufmerksamkeit zwar reagiert werden, und auch dieses Jahr wird zum fünften Mal ein Paket geschnürt, dennoch steht die Zukunft dieser immer noch unzureichenden Maßnahme auf wackeligen Beinen. So kontert Anita Bauer auf die Frage, ob die Notquartiere lediglich als günstige Übernachtungsmöglichkeit betrachtet werden, wie folgt: „Wir müssen uns die Frage stellen, ob wir mit dem Winterpaket das richtige Angebot machen. Ich glaube nicht, dass Notquartiere die Lösung für alles sind.“³

wolo in Wien

- (1) Obdach Fertig Los, Verband Wiener Wohnungslosenhilfe 2013, S. 13
- (2) „Wehsely: Wiener Wohnungslosenhilfe hilft, wo sie gebraucht wird“, Presseaussendung vom 2. Dezember 2009, http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20091202_OTS0332/wehsely-wiener-wohnungslosenhilfe-hilft-wo-sie-gebraucht-wird
- (3) Obdach Fertig Los, Verband Wiener Wohnungslosenhilfe 2013, S. 13

STRAFEN UND STRAFEN

Wenn Linke vor Gericht standen, hieß das im letzten Jahr in Österreich noch weniger Gutes als je zuvor – verstärkte Repression und das Ausgraben verstaubter Paragraphen, Kriminalisierung und so weiter. Manche_in der Justiz scheint einen persönlichen Kreuzzug zu führen. Wie ist das Ganze einzuordnen? Wer sind die Protagonist_innen? MALMOE berichtet über die Chronologie des Grauens.

COMEBACK VON STRAFRECHT UND KOLLEKTIVSCHULD

Repression verschärft sich, das zeigen die Entwicklungen behördlichen Handelns in den letzten Monaten deutlich. Die Strategien aber sind keine Neuerfindungen einzelner Köpfe im Behördenapparat, sondern klassische Repression. In Gestalt variabler gesetzlicher Bestimmungen dienen sie dazu, Protest zu sanktionieren und aufkeimenden Protests bereits im Vorfeld zu schwächen. Eine Einordnung.

Repression an sich ist nichts Neues. Wer die herrschenden Verhältnisse in Frage stellt, gerät auch in Österreich früher oder später in Konflikt mit dem Gesetz – trotz der oft belächelten oder beklagten Protestkultur. Dennoch gibt es seit etwas mehr als einem halben Jahr deutliche Tendenzen in Richtung einer Verschärfung der behördlichen Vorgehensweisen. Zentraler Bezugspunkt sind die Proteste gegen den Wiener Akademikerball am 24. Jänner 2014: Als es an besagtem Abend nach tagelangen Berichten über Krawalltourist_innen, Vermummungsverbot und Sperrzone tatsächlich zu Sachbeschädigungen kam, mussten ausreichend Beschuldigte auf der Anklagebank landen, um das unkoordinierte Vorgehen der Polizei in den Hintergrund rücken zu lassen und eine klare Linie zu demonstrieren.

STRAFRECHT AUFERSTANDEN

Seitdem gibt es eine Tendenz hin zur häufigeren Anwendung strafrechtlicher – im Unterschied zu verwaltungsrechtlichen – Bestimmungen im Kontext von Demonstrationen. Beispielhaft sind die Festnahmen bei den Aktionen gegen den Aufmarsch der Identitären am 17. Mai 2014, die in 36 von 39 Fällen aufgrund eines strafrechtlichen Vorwurfs ausgeführt wurden. Wurden Sitzblockaden und Störaktionen in den letzten Jahren meistens mit Verwaltungsstrafen sanktioniert – konkret mit Tatbeständen wie Störung der öffentlichen Ordnung, Nichtverlassen einer behördlich aufgelösten Versammlung oder Bestimmungen aus der Straßenverkehrsordnung –, scheint es in den letzten Monaten so, als hätten die Polizeijurist_innen das Strafgesetzbuch neu entdeckt. Insbesondere die „Verhinderung oder Störung einer Versammlung“ (§285 StGB) wurde mehrfach als Festnahmegrund genannt, entsprechende Anklagen allerdings sind bisher nicht bekannt geworden. Dabei kam der Paragraph in den letzten Monaten insbesondere gegen Blockaden wie beim Marsch der Identitären oder der Demo christlicher Fundamentalist_innen gegen die Pride im Juni 2014 zum Einsatz und traf damit klassisch linke Inhalte und Aktionsformen. Urteile wegen §285 gab es 2011 in Reaktion auf die Proteste gegen das rechtsextreme Ulrichsbergtreffen. Die Ermittlungen gegen über 30 Pro-Choice-Aktivist_innen, die 2013 in Salzburg gegen den Tausend-Kreuz-Marsch von Abtreibungsgegner_innen demonstriert hatten, wurden noch im Ermittlungsverfahren eingestellt. Durch eine häufigere Anwendung der 1930 im Rahmen des sogenannten Antiterrorsgesetzes eingeführten Bestimmung wären Blockade- und Störaktionen in Zukunft weitaus stärkeren Repressionsmaßnahmen ausgesetzt. Je nach Auslegung können auch schon laute Sprechchöre den Tatbestand erfüllen, wenn durch sie die Versammlung „erheblich gestört oder verhindert wird“.

Auch §274 StGB, der „Landfriedensbruch“,

vormals quasi totes Recht und in Strafrechtslehrbüchern weitgehend ignoriert, erlebte spätestens bei den Protesten gegen den Akademikerball sein Comeback. Gleichzeitig gibt es weiterhin die üblichen Prozesse wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt, (schwerer) Körperverletzung sowie Sachbeschädigung. Die Vorteile, die sich für die Behörden aus diesem Vorgehen ergeben, sind klar: Die Konsequenzen einer strafrechtlichen Verfolgung sind für die Betroffenen weitaus schwerwiegender als die Geldstrafen des Verwaltungsstrafrechts, außerdem ergibt sich daraus für die Polizei ein größerer legaler Spielraum von Ermittlungsmaßnahmen. Festnahmen sind bei strafrechtlichen Vorwürfen politisch einfacher zu rechtfertigen und die Beschuldigten dürfen mit 48 Stunden doppelt so lange *ohne richterlichen Beschluss* festgehalten werden wie bei einem verwaltungsrechtlichen Vorwurf. Das öffnet Tür und Tor dafür, Gruppen von Menschen für mehrere Stunden festzunehmen und somit für den Rest der Aktion aus dem Weg zu räumen, ganz nebenbei können dabei auch noch Daten wie Fingerabdrücke gesammelt werden oder Bilder von mutmaßlichen Aktivist_innen zur Identifikation vorgelegt werden.

DABEI SEIN IST ALLES

Einige dieser Bestimmungen haben auch gemeinsam, im Speziellen das Verhalten von Gruppen zu kriminalisieren und die Beweisführung für die Behörden zu erleichtern. Es wird versucht, die unbequeme und aufwendige individuelle Zurechnung der strafbaren Handlung zu einer Einzelperson zu umgehen. Landfriedensbruch bestraft die Anwesenheit einer Person in einer größeren Gruppe von Menschen in Kombination mit einem sogenannten „inneren Tatbestand“: dem Wissen, dass in der Menschenmenge, in der man sich aufhält, Straftaten begangen werden. Die Handlungen der Einzelperson sind dann nicht mehr ausschlaggebend für die Erfüllung des Tatbestands, ein Merkmal, das nur auf wenige Bestimmungen des Strafrechts zutrifft. Die Argumentation der Gerichte steht und fällt damit, ob das Element der „Wissentlichkeit“ nachgewiesen – vulgo an den Haaren herbeigezogen – werden kann.

In Bezug auf das Verwaltungsstrafrecht scheint es bei der Wiener Polizei seit einiger Zeit modern geworden zu sein, ganze Gruppen von Menschen wegen des Vorwurfs der „(Mit)-Veranstaltung einer unangemeldeten Versammlung“ anzuzeigen. Damit soll die vormals beliebte Argumentation der Straffreiheit der bloßen Teilnahme an einer Spontandemo – etwa der spontane Versuch, eine Abschiebung durch Sitzblockaden zu verhindern – ausgehebelt werden, indem argumentiert wird, die Betroffenen hätten „basisdemokratisch“ entschieden zu demonstrieren und seien somit alle dafür verantwortlich zu machen.

Der Versuch, ganze Gruppen zu

kriminalisieren, hat Tradition bei der Verfolgung von Aktivist_innen, bekannte Beispiele sind „kriminelle Vereinigung“ (§278 StGB) und „kriminelle Organisation“ (§278a), die durch den Tierrechtsprozess und den J.A.I.B.-Prozess bekannt wurden.

IN DUBIO PRO REO?

Eine besonders hässliche Entwicklung ist die exzessive Verhängung von Untersuchungshaft. Sie war in den vergangenen Jahren vor allem im Kontext von Demonstrationen eher unüblich. Sowohl bei den Protesten gegen den Akademikerball, den Aufmarsch der Identitären am 17. Mai 2014 als auch bei der Gegendemo zum „Tag der Freiheit“ am 4. Juni 2014 wurde je eine Person in Untersuchungshaft genommen. Die Haft dient hier als Bestrafung, bevor es ein rechtskräftiges Urteil gibt: Gründe wie Tatbegehungs-, Flucht- oder Verdunkelungsgefahr werden herbeiphantasiert, ohne sich die Mühe zu machen, stichhaltige Argumente zu finden. Die im Gesetz vorgesehene Verhältnismäßigkeitsprüfung hinsichtlich der Länge der Haft stellt daraufhin keine große Hürde mehr dar, insbesondere dann nicht, wenn Ermittlungsparagraphen mit hohem Strafrahmen gewählt werden.

Andere Methoden wie die massive Präsenz von Polizist_innen im Allgemeinen und Cops in Zivil im Speziellen, häufige Vorladungen unter anderem wegen lang zurückliegender Vorfälle in Kombination mit diversen polizeilichen Gewaltextenzen auf Demos verstärken die beunruhigende und entmutigende Lage. So schützten im Mai laut einer parlamentarischen Anfrage 878 Polizist_innen 100 Identitäre, am 4. Juni war der Schnitt mit 1000 Beamt_innen auf etwa 90 Burschenschafter noch höher. Ganz oben steht wohl die Räumung der Pizzeria Anarchia im Juli, bei der 1700 Polizist_innen im Einsatz waren.

KRITISCHE STIMMEN

Die Reaktionen in den Medien waren in den letzten Monaten sehr unterschiedlich. War etwa die Berichterstattung vor und nach den Protesten gegen den Akademikerball noch voller entsetzter Kommentare angesichts der „Gewalttaten“ mutmaßlich deutscher Autonome, sorgte das Urteil gegen Josef S. für bürgerliche Befürchtungen hinsichtlich des Untergangs des Rechtsstaats. Liberale Jurist_innen befürchten Einschränkungen der Versammlungsfreiheit und kritisieren die mangelhafte Beweiswürdigung und Verletzung der Unschuldsvermutung durch den Straftatbestand des Landfriedensbruchs.

Die Befürchtung, friedliche Proteste würden durch ihn ebenso kriminalisiert wie die Aktionen aus dem gefürchteten schwarzen Block jedoch setzt die Spaltung in „gute“ und „böse“ Demonstrant_innen fort und voraus; ebenso die Argumentation, das Strafgesetzbuch biete

genügend andere Möglichkeiten der Kriminalisierung der individuellen Täter_innen.

Dennoch bleibt die fundierte Kritik an einzelnen Bestimmungen trotz ihrer Austauschbarkeit durchaus sinnvoll, hätte doch die verstärkte Anwendung von Paragraphen wie dem „Landfriedensbruch“ verheerende Folgen auf linke Proteste. Die empörten Reaktionen rund um das Urteil gegen Josef S. und die breite Kritik an der Bestimmung des „Landfriedensbruchs“ erschweren möglicherweise ihre erneute Anwendung für die Behörden, zumindest in näherer Zukunft. Dass Hüseyin S., der wegen Landfriedensbruch am 24. Jänner 2014 sowie am 17. Mai 2014 und wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt und schwerer Körperverletzung vor Gericht stand, zumindest vom Landfriedensbruch freigesprochen wurde, lässt darauf hoffen, dass die Anwendung des §274 StGB im Kontext von Demonstrationen wieder in den Hintergrund rückt.

Die polizeiliche Räumung der Pizzeria Anarchia am 28. Juli 2014 verursachte zumindest eine Debatte über die Verhältnismäßigkeit des immensen Aufgebots, wobei sich die Empörung wohl größtenteils auf die Verschwendung von Steuergeldern bezog. Diese „Jugendlichen“ hätten ja auch kostengünstiger auf die Straße gesetzt werden können.

ANNA UND ARTHUR RUFEN DIE RECHTSHILFE

Was übrig bleibt, ist Frustration, Verunsicherung und die Frage, was der aktuellen Repressionswelle entgegengesetzt werden kann. Angesichts der Ereignisse der letzten Monate hilfesuchend nach einer zentraleren, effektiveren, immer verfügbaren Antirepressions-Struktur zu rufen, ist zwar naheliegend, kann aber nicht alles sein. Selbstverständlich ist kontinuierliche und auch koordinierte Rechtshilfe absolut notwendig. Antirepressionsarbeit aber als reine Dienstleistung auszulagern oder als anstrengende Nebensache zu betrachten, wie es des Öfteren passiert, erschwert diese enorm. Repression wird so zum Thema einiger weniger und der unmittelbar Betroffenen selbst. Ein kollektiver Umgang mit den Schikanen der Staatsgewalt ist aber nicht nur wünschenswert, sondern notwendig, um den geringen Handlungsspielraum im Umgang damit zu nutzen. Aussagen, die einmal gemacht wurden, kann schlussendlich auch keine Rechtshilfe rückgängig machen.

Anita Rep



EIN MANN FÜR SCHMUTZIGE SACHEN

Staatsanwalt Hans-Peter Kronawetters Fälle im Portrait

Ein Name darf nicht fehlen bei allen umstrittenen Gerichtsverfahren der letzten Jahre, insbesondere dann, wenn es gegen Links und um den Beweis, dass der Staat am rechten Auge blind ist, geht: Hans-Peter Kronawetter. Obwohl die „Politische Abteilung“ der Staatsanwaltschaft Wien aufgrund der vielen Skandale 2009 aufgelöst wurde, hört dieser Staatsanwalt nicht auf, ebensolche zu produzieren.

Aktuellstes Beispiel ist der Prozess gegen sieben Hooligans des rechtsextremen Austria Wien-„Fanklubs“ *Unsterblich Wien*. So gut wie alle Protagonisten von *Unsterblich* sind polizeilich bekannt: neonazistische Umtriebe und Wiederbetätigung. Seitens der Austria Wien wurde nach vielen Protesten im Frühling 2013 der Status als offizieller Fanklub aberkannt und für circa 20 Personen wurden Stadionverbote verhängt. Wenn nun 30 Personen aus dem direkten Umfeld dieser Neonazi-Truppe an einem schönen Sonntag im Oktober 2013 das Zentrum der Wiener Linken und Autonomen, das besetzte Ernst Kirchwegger Haus (EKH), überfallen, sollte die politische Motivation eigentlich klar sein. Nicht aber für Staatsanwalt Hans-Peter Kronawetter.

Mit Bierflaschen und Holzstöcken bewaffnet brachen die *Unsterblich*-Hooligans die Tür des türkisch-kurdischen Kulturvereins ATIGF (Föderation der Arbeiter und Jugendlichen aus der Türkei in Österreich) auf. Mitglieder der kommunistischen Gewerkschaft KOMintern hielten sich zur selben Zeit im Haus auf und kamen zu Hilfe. Was dann kam, ist Teil des Prozesses: Ein Gewerkschafter wurde krankenhaushausreif geschlagen, ehe es gelang, die Hooligans aus dem Haus zu drängen und neun von ihnen bis zum Eintreffen der Polizei festzuhalten.

WIEDERBETÄTIGUNG ALS LEICHTE KÖRPERVERLETZUNG

Zeugen berichteten von „Scheißausländer“-Rufen, einer sagte aus, den Hiltergruß gesehen zu haben. In der Anklageschrift Kronawetters aber ist weder von Wiederbetätigung noch von einem politischen Hintergrund zu lesen. Und das, obwohl es sich um die bekannte Formation *Unsterblich* handelt, jenen Fanklub, der laut dem Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands (DÖW) „bereits seit Längerem für Gewaltbereitschaft und Rassismus berüchtigt“ ist und „in den letzten Jahren systematisch von Neonazis unterwandert“ wurde. Kronawetter scheint überdies davon auszugehen, dass es sich nicht um eine Verabredung zum gemeinsamen Angriff gehandelt

hat: Dann nämlich wäre es zu einer Anklage wegen schwerer Körperverletzung gekommen. Stattdessen lautet jene jetzt bei sechs der Angreifer gerade einmal auf Hausfriedensbruch, in einem Fall geht es um leichte Körperverletzung. Anklage ist inzwischen auch gegen zwei der linken Gewerkschafter erhoben worden. Hier lautet sie auf schwere Körperverletzung. Es wären mehr als drei Personen gewesen, die sich gegen die Angreifer von *Unsterblich Wien* zur Wehr gesetzt und zurückgeschlagen hätten. Und bei mehr als drei Beteiligten gilt dem Gesetz nach eine Körperverletzung automatisch als „schwer“. Für Hans-Peter Kronawetter also ist klar: Linke treffen sich immer zu organisierten Randalen (Mafia, Landfriedensbruch, „Zusammenrottung“), Rechte eher zufällig vor symbolträchtigen linken Orten.

Und während die rechtsextreme Truppe nach ihrer ersten Einvernahme nicht in Untersuchungshaft genommen, sondern auf freiem Fuß angezeigt wurde, sah dies bei den Verfahren gegen Josef S. und Hüseyin S. ganz anders aus. Auch hier war es Staatsanwalt Kronawetter, der die Anklage gegen die beiden Antifaschisten übernahm. Hüseyin S. saß nach seiner Festnahme bei den Protesten gegen den Aufmarsch der „Identitären“ fast drei Monate in Untersuchungshaft. In der gegen ihn gestellten Anklageschrift ist von „Zusammenrottung(en)“ hunderter Demonstrierender die Rede, die von „gesetzwidrigen Vorstellungen und Vorhaben beseelt“ waren. Dass es sich um eine offiziell angemeldete Demonstration gehandelt hatte, scheint keinerlei Relevanz zu haben.

DER FALL JOSEF S.

Während Hüseyin S. im August 2014 der schweren Körperverletzung an einer Polizistin schuldig gesprochen wurde, wurde er bezüglich der Anklage wegen Landfriedensbruchs freigesprochen. Nicht so Josef S.: Er wurde wegen Landfriedensbruch in Rädelsführerschaft, versuchter schwerer Körperverletzung und schwerer Sachbeschädigung schuldig gesprochen. Frappierend und hanebüchen die Rhetorik des Staatsanwalts, die eigentlich als Verhetzung durchgehen müsste: Der Angeklagte Antifaschist wird als „Terrorist“ bezeichnet, die Demonstrant_innen als „Demonstrations-söldner aus der BRD“ und als „martialische Phalanx“, von Chaoten und Zusammenrottungen ist ebenso zu lesen; in einer Gerichtsverhandlung benennt Kronawetter das Szenario während der Anti-Akademikerball-Proteste als „Krieg“, in dem „kohortengleiche Formationen“ gekämpft haben sollen. Während angebliche, fliegende Pflastersteine also Krieg sind, ist

das Schießen mit einem Luftdruckgewehr auf die Privatwohnung (!!!) einer stadtbekanntem Antifaschistin für Kronawetter nur ein Kinderstreich, dem dann nicht weiter nachgegangen wird. Während Kronawetter meint, Josef S. sei vom Hass auf den Staat getrieben, wäre die Frage angebracht, woher denn Kronawetters unbändiger Hass auf Antifaschist_innen kommt.

ALPEN-DONAU.INFO

Dass Kronawetter kein Einzelfall zu sein scheint, sondern ein besonders auffälliger Teil eines Rechtssystems, das systematisch zu versagen scheint, wenn es mit „Linken“ in Berührung kommt, davon zeugen andere Vorkommnisse der letzten Monate: Im August hat die Neonazi-Homepage *Alpen-Donau.info* die Namen, Adressen und Telefonnummern zweier Personen veröffentlicht, die die Homepage bei der Wiederbetätigungs-Meldestelle des Innenministeriums gemeldet hatten, und dazu aufgefordert, ihnen „Fanpost“ zukommen zu lassen. Juristisch hätte die Möglichkeit bestanden, Personen durch die Einschränkung der Akteneinsicht zu schützen oder Passagen zu schwärzen. Das hat man aber nicht für nötig befunden. Hier hieß es zunächst, dass dieser unfassbare politische Faux-Pax auch auf Kronawetters Mist gewachsen war, ehe sich herausstellte, dass sich ein Gericht dafür verantwortlich zeichnete. Aber auch hier ist es wieder ganz anders in einem Fall, wo ein Linker vor Gericht stand: In den Akten zum Fall des bei den Protesten gegen den rechtsextremen Akademikerball 2014 verhafteten Josef S., wurden alle genannten Namen, insbesondere jene der Polizist_innen, anonymisiert. Während der Richter widersprüchliche Aussagen der Polizist_innen als positives Zeichen dafür auslegt, dass es nicht zu Absprachen kam, während fehlende Video- und Fotoaufnahmen nur als Zeichen dafür gelesen werden, dass es den Überwachungsstaat zum Glück noch nicht gibt, tut es gar nichts zur Sache, dass Josef S. anmerkt, er sei Linkshänder: Die Schmauchspuren auf seinem rechten Handschuh ordnet der Richter ganz einfach ihm zu – er hätte, so heißt es, Böller auf die Polizei geschossen.

EADS UND RUMPOLD

Als „systematischer Wegschauer“ in allen möglichen Korruptions-Verfahren gegen Personen des politischen Establishments hat sich Hans-Peter Kronawetter ebenso einen Namen gemacht. So zum Beispiel im Fall Eurofighter: 600.000 Euro soll der Haider-Vertraute, Ex-Bundesgeschäftsführer der FPÖ und FPÖ-Werber

Gernot Rumpold von der Telekom Austria für unbekannt Tätigkeiten kassiert haben, 7,5 Millionen Lobbyisten-Honorar von EADS, den Herstellern der Eurofighter. Kurz darauf erließen die Rumpolds der FPÖ Schulden in der Höhe von 764.000 Euro. Handelte es sich um eine „verdeckte“ Gewinnbeteiligung der FPÖ? Im Fall Eurofighter berichtete der Falter (22/13), dass Kronawetter darauf verzichtet hat, die Konten von Erika und Gernot Rumpold zu öffnen. Allgemein ist der Staatsanwalt der Sache in keiner Weise nachgegangen, Fragen wurden nicht gestellt und niemand ins Verhör genommen. Diese Tatsachen verleiteten den Grünen Abgeordneten Peter Pilz dazu, Kronawetter als korrupt zu bezeichnen wogegen sich dieser mit einem Ehrenbeleidigungsverfahren zu wehren versuchte.

KAMPUSCH, ZOGAJ & CO

Auch in anderen Verfahren löste Kronawetters staatsanwältliches Agieren massive Kritik aus: Mit dem Versagen im Fall Natascha Kampusch setzte sich zum Beispiel auch eine parlamentarische Kommission auseinander; Kronawetter, jahrelang untätiger Leiter des Kampusch-Verfahrens, hatte zum Beispiel schon ein Jahr vor dem Zweitverdächtigen gewusst, wie dieser seine Aussage ändern würde. Das Verfahren Zogaj gegen den damaligen Innenminister Günther Platter stellte er sofort ein: Dabei hatte Platter offenkundig illegaler Weise aus geheimen Polizeiakten zitiert um Arigona Zogaj öffentlich zu verunglimpfen. Lauschangriffe, illegale Observierungen, viele Fälle mit FPÖ-Beteiligungen usw. lagen schon auf Hans-Peter Kronawetters Schreibtisch in der „Abteilung für Staatsschutz und Terrorismusbekämpfung“.

Hans-Peter Kronawetter und das dahinter stehende Justizsystem bekommen inzwischen langsam ihre verdiente Aufmerksamkeit, zum Beispiel auf der Facebook-Seite „Einzelfall Kronawetter“. Eine Recherche der politischen Hintergründe der Personen im Justizsystem und deren potentiellen Konsequenzen auf Urteile und Verfahrensführung in den letzten Prozessen gegen Links würde sich aber, über mediale Gerichts-Berichterstattung hinausgehend, bestimmt lohnen.

Annika Settergren



MÜLL- TRENNUNG

Wohin mit dem Müll, fragt sich die MALMOE-Redaktion und lud zwei Autor_innen ein, ihren Standpunkt zum Thema Mülltrennung zum Besten zu geben. Ist wer trennt revolutionär? Oder doch eher Verwertungsfetischist_in? Und ist die Anti-Mülltrenn-Fraktion nicht mindestens genauso selbstgerecht? Warum liebten gerade die Nazis das Trennen so sehr und was am Gang zu den Mülltonnen überhaupt politisch ist, diskutieren wir auf den folgenden zwei Seiten.

PRO

DER AUF- UND ABSTIEG EINES MÜLLAPOSTELS

Mülltrennung ja, aber bitte ohne moralintriebender Selbstgefälligkeit

Rot, Blau, Grün, Gelb und noch mehr Farben muss ich mir mittlerweile merken, um meinen Müll so zu trennen, wie es von mir erwartet wird. Egal an welchen Orten, die Müllecke schmückt nicht mehr nur ein großer Kübel, in welchen wir unseren Mist werfen und abgeben. Es sind mittlerweile meist lieblich markierte und vielleicht sogar noch kreativ angeordnete Gruppen von Eimern geworden, die uns die alltägliche Geste des „Weg und gut damit!“ anständig vermiesen wollen. Plötzlich ist ein Aufwand nötig, obwohl es früher doch „einfach so“ ging. Genau genommen ist es ja nicht diese kleine Geste, die mich nervt, sondern vielmehr ihre moralischen Implikationen, die sie mit sich trägt. Wenn ich das Plastik nicht in den gelben, sondern es nur einmal (aus Schlafmangel) in den schwarzen, oder schlimmer noch, in den grünen Behälter werfe und es kurz darauf bemerke, drehe ich mich um – mein Gesicht von Schuld und Schrecken gezeichnet. So schnell wie möglich hier weg, um noch unbemerkt davonzukommen! Die Selbstvorwürfe folgen später, in geruhvoller Sicherheit vor den Augen der anderen Moralapostel.

FRÜHER GING ES MIR OFT SO. Meine erste Antwort war, dass ich mich selbst so sehr disziplinierte, bis keine derartigen „Vergehen“ mehr auftraten. Ich stieg wohlwollend betrachtet zum Müllapostel auf, trennte dadurch mein Gewissen von dem anderen „Müll“, der sonst in unserer Gesellschaft noch zu bekämpfen wäre. Mittlerweile weiß ich, dass diese „Trennwut“ keine Antwort sein kann: Mülltrennung ist eine

selbstverherrlichende Symptombekämpfung der kapitalistischen Warenproduktion. Egal, wie viel und wie gut wir trennen, Müll wird produziert und produziert. Die Ursache liegt also einmal mehr in der Produktion. Wie wir uns davon befreien, soll hier nicht mein Thema sein. Vielmehr will ich zeigen, warum es von Bedeutung ist, sich mit Müll auseinanderzusetzen, trotzdem wir (noch) im Kapitalismus leben.

Die Art, wie Gesellschaften Müll produzieren und wie sie ihn trennen, weiterverwenden oder verdrängen hat eine lange Geschichte. Als der Siedlungsraum sich verdichtete und die hygienischen Zustände untragbar wurden, ließ sich das antike Rom nicht beirren und erbaute den Prototyp des Abwasserkanals. Die sogenannte „Cloaca Maxima“ war ein vier Meter hoher Kanal, der mit Booten befahren werden konnte. Die Räumung besorgte ein privates Unternehmen, die tatsächliche Reinigung war Aufgabe von Sklaven und Kriegsgefangenen. Natürlich hat sich die Müllproblematik mit der kapitalistischen Produktionsweise radikalisiert. Waren werden produziert, deren Nutzen wir erst erfinden müssen. Kurz darauf gehen sie kaputt oder müssen schon wieder durch eine neue Ware ersetzt werden. Berge von Müll sind vorprogrammiert! Die einfachste Antwort darauf ist: Verdrängung. Im New York der 1930er-Jahre wurden täglich 16.000 Wagenladungen Müll aller Art ins Meer gekippt. Es hat nicht sehr lange gedauert, bis die Einwohner_innen New Yorks die Einstellung dieser Praxis forderten. Ein zunehmend komplexeres System der Müllverarbeitung (inklusive -trennung) hat

sich in vielen Gesellschaften etabliert, um ein bestimmtes Maß an hygienischen Standards, aber auch an Lebensqualität (Luftqualität, saubere Strände, ...) zu erreichen.

WENN WIR IN WIEN die penible Mülltrennung wegen fehlender „Radikalität in der politischen Praxis“ oder als verkürzte Kritik belächeln, sollten wir uns unserer äußerst privilegierten Situation bewusst sein. Wer seinen Weg durch Neapel bahnen wollte, als die Müllentsorgungsdienste streikten, weiß um die Lebensqualität einer Stadt, deren Entsorgungssystem funktioniert. Dass eine Differenzierung des Mülls für Müllverbrennungsanlagen aber auch für weiterlaufende Warenzirkel, wo selbst der Müll zum Geschäft wird, unerlässlich ist, muss hier nicht diskutiert werden. Ich hoffe, hier auch nicht betonen zu müssen, dass die vorherrschende Praxis der sogenannten „nachhaltigen“ Mülltrennung nur mäßig funktioniert und sich in manchen Fällen als Selbstzweck entlarvt. Sie ist natürlich auch Teil jener bürgerlichen Ideologie, welche die Schuld für zunehmende Naturzerstörungen dem/r individuellen Mülltrenner_in auflädt, womit den meisten Menschen verwehrt bleibt, sich auf größere Zusammenhänge zu konzentrieren. Trotzdem macht die Trennung von Müll in unserem jetzigen System reale Unterschiede, über die wir im alltäglichen Leben recht froh sind. Die vielen heiteren Farben der Müllcontainer in der Eingangshalle des Bahnhofs sind also sehr wohl Teil der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, aber nicht ihr Motor oder schon gar nicht ihr Ursprung. Wie

wir mit unseren konsumierten, aber eben nicht ganz verbrauchten Ressourcen umgehen, wird eine Frage bleiben, die es in jeder Gesellschaftsform zu beantworten gilt. Sie ist immanenter Teil des Mensch-Natur-Verhältnisses.

MIT DIESER EINSTELLUNG GING ich auch auf das letzte Festival. Ich wollte mich für den „Mülltrennungswahnsinn“ rüsten und die bekannten Umständlichkeiten wie Müllpfand, Müllagenten und nicht nur zwei- sondern regenbogenfarbene Müllinseln gleich vorweg hinnehmen. Doch am Festival gab es dann nicht einmal die vorhergesagten Kompliziertheiten, sondern nur eine sogenannte „Trash-Bar“. An diesem Ort sollte unser gewohnter Müllkreislauf durchbrochen werden: Ich selbst wurde aufgefordert, aus meinem produzierten Müll etwas Neues, nützliches oder kunstvolles, zu schaffen. Ich fand die Idee des „UpCyclings“ spannend.

Als aber einer der „Barkeeper“ in meiner Bastellaune zu mir kam und sich nach meinem Beitrag zum Umweltschutz erkundigte, rastete ich innerlich aus. Bitte kein ökologischer Fußabdruck, nicht jetzt! Bitte liebe Menschen, trennt Müll! Kreatives „UpCycling“ ist wunderbar, aber steigt von eurem erhöhten moralischen Podest vornehmlich herunter. Durch Mülltrennen wird die Welt nämlich nur ein bisschen besser.

Laurin Lorenz



CONTRA

ALLES MUSS IN FLAMMEN STEHEN

Gegen Mülltrennung und andere kriegswichtige Gemeinheiten

In den neunziger Jahren entdeckten die Deutschen ihre zweite große Identifikation mit dem Müll. Eine Falange aus Grünen, altgedienten Nazi-Hausmeistern und das Müllkapital erinnerte sie erfolgreich an die Pflicht, ihre Arbeitszeit ohne Lohnfortzahlung dahingehend zu verlängern, Joghurtbecher zu waschen, den Aluminiumdeckel in eine farbig markierte Tüte zu legen oder gar einen „Kompostführerschein“ zu machen.

Heute ist das privatwirtschaftliche „Duale System“ kurz vor dem Aus, das spaltende Müllkapital entrüstet sich zunehmend darüber, dass zuhause nicht mehr gewissenhaft gearbeitet werde und die sogenannten „Fehlwurfquoten“ immer höher würden. Dieser Niedergang mag viele Gründe haben, ein durchaus triftiger ist das einwirkende Interesse des partiell entgegenstehenden verbrennenden Müllkapitals. In Deutschland sind die Kapazitäten der Müllverbrennungsanlagen bei Weitem nicht ausgelastet, tonnenweise Müll muss aus dem Ausland importiert werden, weil die deutschen Haushalte nicht genug liefern. Laut Naturschutzbund wird 2020 die in Deutschland jährlich benötigte Müllmenge bei 31–33 Millionen Tonnen liegen, der anfallende Müll soll aber nur 25–27 Millionen ausmachen. Schon heute dreht der Müll häufig drei Mal im Recyclingkreis, bevor er dann doch verbrannt wird.

Hinter der ersten deutschen Identifikation mit dem Müll lag ebenfalls ein ökonomisches Interesse, nämlich die Kriegswirtschaft. Schon im Ersten Weltkrieg wurde in Deutschland die Trennung von Küchenabfällen zur Pflicht – allerdings eher aus hygienischen Gründen und zur Erhaltung der Arbeitskraft hinter der Front. Insbesondere die Nazis forcierten dann aber

eine wirtschaftliche Autarkie der Nation und verpflichteten 1936 die deutschen Haushalte mit einem scharfen Gesetz zur Mülltrennung. Rohstoffe, die im Gegensatz zu „Heimstoffen“, nicht in Deutschland gewonnen werden konnten, sollten entweder substituiert werden oder in einer Kreislaufwirtschaft zirkulieren. Hierfür wurde 1937 die Dienststelle des „Reichskommissars für Altmaterialverwertung“ eingerichtet. 1939 brachte es Hermann Göring mit einem Appell an die Bevölkerung auf den Punkt: „Es stimmt, wir haben wenig Rohstoffe, aber wir haben sie bei uns.“

DEUTSCH SEIN HEISST ...

Im selben Jahr wurden die Gesetze zur häuslichen Mülltrennung abermals verschärft. Die „Altmaterialverwertung“ galt als „kriegswichtige Aufgabe“ und wurde propagandistisch stark gefördert. An „Schulsammelstellen“ mussten die Schülerinnen und Schüler dem „Altstofflehrer“ die häuslichen Abfälle übergeben. Die „Deutsche Arbeitsfront“ las die Materialien im Kleingewerbe auf, und die „Hitlerjugend“ wurde von Haus zu Haus geschickt, um all jenes sicherzustellen, was die „Hausverantwortlichen“ nicht schon den Behörden übergeben hatten. Es wurden sogar Apfelkerne gesammelt, um daraus Öl zu pressen. Der Aufstieg Deutschlands zum „Trenn- und Recyclingweltmeister“ nach 1945 ist nicht ohne diese Vorgeschichte erklärbar. Umso kritischer ist es zu sehen, wenn das Relikt der NS-Kriegswirtschaft lange Zeit als patriotische Qualität gegen andere Nationen gewendet wurde: Sei es der Erbfeind Frankreich, der nicht einmal die Flaschen trennt, oder die McDonalds-Stube, die in den

1980er Jahren noch eine Styroporverpackung um jeden BigMac wickelte. Von der Sowjetunion gar nicht erst zu reden, sollten sie alle ihre Häupter senken müssen vor dem „Trenn- und Recyclingweltmeister“ Deutschland.

Postnazistisches Gebaren, möchte man meinen. Sicherlich. Das erklärt auch, warum die grünen Parteien mit ihrem Vorstoß zur Mülltrennung kaum auf Widerstand stießen. Aber warum erlebten schon die Nazis kaum Widerstand, als sie die häusliche Mülltrennung befahlen? Immerhin bedeutete das einen erheblichen Eingriff in die private Hauswirtschaft. Der Mensch, das lehrte der preußische Protestantismus erfolgreich, sollte fleißig arbeiten und kalt duschen, hart schlafen und früh aufstehen, sich lustfrei fortpflanzen und gerade sitzen, Ohrfeigen verteilen und stets Buch führen – und rülpfen und furzen, wenn das Essen „geschmackt“ hat (Luther). „Ein Guter hält's aus, um einen Schlechten ist es nicht schad“, sagt man auch im katholischen Bayern bis heute. Und in Österreich sind sich bekanntermaßen ebenfalls nur wenige Menschen zu schade für eine gegen sich selbst oder andere gerichtete Gemeinheit.

...LEIDENSFÄHIG SEIN.

Diese (mit)menschenfeindlichen Pflichten waren und sind umso widerlicher, als sie mit der Aufforderung einhergingen, diese auch zu verinnerlichen. Denn die Repression der menschlichen Lust- und Schmerzempfindlichkeit dient der Aufzucht von leidensfähigen Fuzzis, die auf harte Arbeit und kriegerische Auseinandersetzungen ausgerichtet sind, also bereit dazu sind, im Ernstfall auch ohne Kommando das zu tun,

was einem vernünftigen Menschen nie einfiel. Mit Lust hat es wenig gemein, der überflüssigen Verpackung, dem schlechten Gewissen der Waren sozusagen, den Produkten ohne individuellen Gebrauchswert, kurz: dem Müll, jene große Aufmerksamkeit zu schenken, welche fanatisierte Mülltrennerinnen und Mülltrenner an den Tag legen.

Knapp 70 Jahre nach Kriegsende ist es an der Zeit, deutsche und österreichische Haushalte vom Wurmfortsatz der Kriegswirtschaft zu erlösen. Demnach wäre es ein guter Anfang, wenn ihr – liebe Genossinnen und Genossen – euch zu einer kleinen Übung bereitfändet. Gebt eure MALMOE nicht zum Altpapier, sondern macht damit, was ihr wollt. Aber macht es lustvoll! Pfeffert das Ding – meinetwegen mit der Internationalen auf den Lippen – in den Restmüll. Integriert die MALMOE in euer Sexspiel, schenkt sie einem geliebten Menschen oder beides. Nehmt das Lesen als Vorwand, einen Tag nicht in die Arbeit zu gehen. Vergesst das Magazin in der U-Bahn oder legt es in einen fremden Postkasten. Macht damit einfach irgendetwas, aber sortiert es bloß nicht! Nicht ins Altpapier!

Caspar Schmidt

ES TRACHTTELT SEHR

Es herbstelt, allorts poppen die Oktoberbierzelte aus den Wiesen und Scharen von zünftig aufgemascherlten Dirndl- und Lederhosen-Träger_innen streunen umher. Bereits die letzten Jahre wird Tracht nicht mehr nur von jenen getragen, die im Kärntner-Anzug einsprachige Ortsschilder verteidigen oder touristische Imagepflege betreiben. Längst ist das frech designte

Dirndl mit rebellischen Emblemen auf der Schürze zum Must-Have für Modebewusste geworden. Diverse Discounter präsentieren Kleidsames mit dem menschlich zurück zum Ursprung bewegen kann und auch das Pride Village präsentiert sich mitunter trachtig. Zeit also für MALMOE, sich auf die Spuren eines Kleidungsstils zu begeben.

STILISIERTE URSPRÜNGLICHKEIT

Ein Interview mit der Volkskundlerin Ulrike Kammerhofer zur historischen Kontextualisierung von Tracht

MALMOE: Wie ist Ihr persönlicher Zugang zu und ihre eigene Geschichte mit Trachten?

ULRIKE KAMMERHOFER: Persönlich verbinde ich zwei Erinnerungen mit Tracht. Meine Mutter hat mir in den 1950er Jahren aus alten Stoffen Dirndl genäht, das war damals üblich und für viele die tägliche Kindergarten- und Schulkleidung. Als Jugendliche hatte ich dann ein Dirndl und einen Walkjanker, die speziell für die Salzkammergut-Aufenthalte im Sommer vorgesehen waren.

Mein Zugang zum Thema Tracht ist ein beruflicher, der durch den Ort Salzburg bedingt ist. Hier am Institut für Volkskunde, war die Beschäftigung damit eine vorgegebene Thematik, denn in Salzburg gehören Trachten und Bräuche zur Selbstdarstellung der Landesbevölkerung, fast 40.000 Menschen sind in Trachtenvereinen, Volkskulturvereinen und Musikkapellen tätig.

Wie würden Sie die Entstehung von Trachten beschreiben, ist das ein Fund oder eine Erfindung?

Tracht, so wie wir sie heute kennen, ist ein Konstrukt der letzten zwei Jahrhunderte und ist eine ausgesprochen städtische Sache, die mit der ursprünglichen Kleidung der Landbevölkerung nur sehr wenig zu tun hat. Schon um 1800 haben die Statistiker und Kameralistiker, die damals ausgezogen sind, um die Länder zu beschreiben, um naturwissenschaftliche Werke anzulegen und Sozialreformen in die Wege zu leiten, erstmalig entdeckt, dass ein großer Unterschied zwischen Kleidung und Bräuchen der Landbevölkerung und denen der städtischen Bevölkerung bestand. Ganz im romantischen Geist hat man diese ländliche Kleidung als besonders entzückend und natürlich empfunden und beschrieben. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts haben städtische Sommerfrischler sich dann Kleidung geschaffen, die angenähert war an jene der Landbevölkerung und die vor allem eine Erleichterung gegenüber den städtischen Kleiderkonventionen war. So entwickelte sich langsam das, was dann kurz vor 1900 als „Dirndl“ benannt wurde, als ein Potpourri aus ursprünglichen

Bestandteilen der Frauenkleidung aus dem 18. Jahrhundert.

Gab es weitere treibende Kräfte hinter dieser Entwicklung?

Eine zentrale Funktion hatten die bürgerlichen Vereine. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden Alpinistenvereine, Gesellschaftsvereine, die auch in der Mode dieser Zeit, das Alpine als einen wichtigen Identifikations- und Vergnügungsfaktor sahen. Für ihre städtischen Faschingsredouten und Sommerkränzchen stellten sie lebende Bilder dar oder spielten Bauernhochzeiten nach, bei denen sie Menschen vom Land verkörperten. Für diese Volksschwänke entwarfen TheaterkostümbildnerInnen Kostüme und gemeinsam mit FotografInnen wurden Postkarten und Alben mit „National-Typen“ erarbeitet. Dabei führten sie Typisierungen weiter, die schon um 1800 auf „Mandlbögen“ des 19. Jahrhunderts – in denen die verschiedenen Stufen der Gesellschaft, die verschiedenen Ethnien der Habsburgermonarchie mit ihren Kostümen und Berufen schablonenhaft darstellten. Modehäuser legten daraus Kollektionen an. Dabei wurden städtische Kompositionen mit regionalen Namen bedacht, gleichsam als authentisch erklärt und so zum Vorbild gemacht für nachgeschaffene „Trachten“, die bis heute als authentisch und historisch verstanden werden.

Es gab ja bestimmte Kodifizierungsprozesse für Trachten, bei denen klare Schnitte und Stoffe den Regionen zugeordnet wurden. Wie ist das vonstattengegangen?

Die Kodifizierungsprozesse fangen im 19. Jahrhundert an, da betreffen sie im Grunde die Regionen, die durch Alpinismus und Tourismus besonders beliebt waren. Es entstehen etwa die Zillertaler, die Tiroler und auch Salzburger Kostüme. Im 20. Jahrhundert schaut es ganz anders aus, da bilden die bürgerlichen Unterhaltungsvereine regionale Trachten aus, schreiben fest, wie etwas für eine bestimmte Region zu sein hat und da nimmt man ältere Darstellungen zum Vorbild, die dann plötzlich als absolut gesetzt und stilisiert werden. Ganz dramatisch wird es in

den 1930er-Jahren, im Umkreis des Nationalsozialismus, wo Kleidung nun zu einem völkisch-rassistischen Merkmal erklärt und in diesem Sinne instrumentalisiert wird. Da wird nicht nur das Kleidungsstück stilisiert, sondern auch der Habitus der Personen. Da entsteht dann der Typus der deutschen Frau, der schon ab 1935 in den verschiedensten Trachtenbildern wiedergegeben wird. Dieser Prozess wird institutionalisiert in der „Mittelstelle Deutsche Tracht“ in Innsbruck, der Gertraud Pesendorfer vorstand. In Österreich beginnt das tatsächlich mit dem Jahr 1938, greift aber zurück auf Details, die man schon vorher entwickelt hat. Die ersten Trachtenblätter werden 1940 für den Pongau und Pinzgau herausgegeben. Hier wird versucht die Tracht wieder relativ schlicht zu gestalten, um damit den Habitus einer deutschen Frau und Mutter zu entwickeln, die unpräzise ist und die so der Städterin, die zu dieser Zeit ganz anders gezeichnet ist, entgegensteht.

Wurde Tracht in dieser Zeit auch als Ein- und Ausschlussmittel verwendet? Gab es Bestimmungen, wer Tracht tragen darf und wer nicht?

Ja, in Zusammenarbeit mit der „Mittelstelle Deutsche Tracht“, entstanden Vorgaben. Schon in den 1920ern wird von einigen Vereinen Tracht als „deutsches Volksgut“ definiert, als „Ahnenkleid der Väter“ gepriesen und es entsteht eine erste massive Polemik gegen Trachtenträger, die nicht deutscher Nationalität oder deutscher Sprache sind. Vor allem werden jüdische Vereine vom Trachtentragen ausgegrenzt, aber genau so die Wiener Arbeitertrachtlervereine. Ab 1940 werden auch alle Fremdarbeiter ausgegrenzt, die als Gefangene ins Deutsche Reich kommen. Da entstehen unglaubliche Ausschluss Tendenzen, die sich sogar in Gesetzestexten niederschlagen. Im Salzburger Trachtenverbot von 1938 etwa.

Jetzt erleben wir gerade wieder einen Trachtenboom. Sehen Sie Wellenbewegungen, die Tracht in der Gesellschaft besonders präsent machen?

Bereits die 1910er, 1920er haben eine Modewelle hervorgebracht, bei der sich BürgerInnen in Salzburg und in Oberösterreich historische Trachten nachschneiden ließen. Das war einer der bürgerlichen Standards, man hat das besessen, genauso wie Tennis- oder Ballkleider.

Eine weitere wichtige Welle ist der Salzburger-Trachtenboom 1934–36, es ging um die Tracht für die Festspielgesellschaft, eine einfache, modische und leichte Tracht. Es fanden internationale Modeschauen statt und die sogenannten „Dollar Millionaires“, die das Hauptfestspielpublikum darstellten, kauften das in großen Mengen und nahmen es in die USA mit. Dann kam ein eigenartiger Konnex zu dem Film „The Sound of Music“ von 1964, über die Geschichte der Trapp Familie – genau dieses Trachtenklischee der 1930er Jahre lebt darin weiter.

Ab den 1960ern wurden neue Trachtenmappen produziert, in welchen Pesendorfers Entwürfe weiter stilisiert und eigentlich erst für die breite Bevölkerung angewendet wurden. Da entstanden die Heimatwerk-Trachtenmappen sowie die uns heute bekannten Landestrachten. In vielen Bundesländern entstanden Trachtennähkurse, die diese Vorgaben der 1940er weitergaben. Von Ende der 60er bis Mitte der 70er veränderte sich das Bild dessen, was als Tracht getragen wird ganz vehement in Österreich. Die Röcke wurden länger und durchgestylter, die Nähtechniken verbesserten sich, es wurden viel mehr optische und ästhetische Details mit hineingenommen. Es entwickelte sich die richtige Stilisierung und Formalisierung zu dem, was wir heute als Tracht verstehen.

In den 1980ern gab es eine Gegenbewegung, Tracht war plötzlich verpönt, ist mit ihrer nationalsozialistischen Vereinnahmung in Beziehung gebracht worden.

Kurz nach 2000, etwa 2005 entstand die heutige Welle des neuen Trachtenbooms, die uns als „Oktoberfesttrachten“ begegnen. Tracht wird jetzt plötzlich wieder aus all diesen Gesetzmäßigkeiten herausgelöst, wird verrückt, nimmt zum Teil bei Kostümen der 1930er Jahre Anleihen, und berühmte DesignerInnen erzeugen eine neue Art

von Trachtenlook für verschiedene Anlässe und Gesellschaftsgruppen.

Haben Sie eine Erklärung dafür, warum Tracht gerade jetzt vermehrt getragen wird?

In einer sich immer internationaler darstellenden Welt, in der die Arbeits- und Lebensbedingungen mobiler werden, suchen Menschen denke ich vermehrt nach inneren oder emblematischen Verankerungen, nach identifikatorischen Objekten. Damit wird dieser Rückbezug auf das sogenannte Authentische – das ja ein Konstruiertes ist – oder der Rückbezug auf eine bestimmte Region, der man sich zugehörig fühlt, ganz wichtig. Die „Versicherung der Sicherheit“, wie das Konrad Köstlin (*Volkskundler, u. a. an der Universität Wien, Anm.*) zum Beispiel ausdrückt. Und das wird denke ich, auch, mit diesen Trachtenbewegungen verbunden.

Tracht wird nach wie vor als Instrument einer politischen Ideologie gesehen. Sehen Sie Möglichkeiten, Tracht wieder kreativ und unbelastet zu verwenden oder ist das immer noch schwierig?

Also ich denke, das sind einfache Linien, die nebeneinander existieren, die zum Teil zusammengehen, oder auch nicht. Ich empfinde es als sehr positiv, dass Tracht jetzt wieder aus diesen Eingeläufigkeiten herausgelöst worden ist. Obwohl man natürlich bei näherem Hinschauen die verschiedenen Geisteshaltungen bereits an den getragenen Kleidern erkennen kann. Tracht wird auch heute noch in vielen Bereichen der Politik als Kleidung von Landesbewusstsein und von einem bestimmten politischen Bewusstsein getragen. In anderen Kombinationen hat Tracht aber auch wieder den Charakter der Widerständigkeit, der in den 1980er Jahren auch von einigen sehr betont worden ist, die einzelne Trachtenstücke mit einer Jugendkleidung, mit einer Punkerkleidung oder Ähnlichem verbunden haben.

Die Fragen stellte Rosa Danner

AUS/GESTELLTE TYPOLOGIEN

K.u.K.-Menschenbilder im Volkskundemuseum Wien

Unter dem Titel „*Gestellt. Fotografie als Werkzeug der Habsburgermonarchie*“ gibt das Österreichische Museum für Volkskunde derzeit einen Einblick in einen Teil der fotografischen Sammlung von „Volkstypen“, die mit der Eröffnung des Museums 1895 angelegt und über die Jahrzehnte hinweg erweitert wurde. Auf unzähligen Abbildern sind zahlreiche Menschen zu sehen, darunter ruthenische Bäuerinnen, ein „Meraner Saltner“, eine „Katholische Bosniakin“. Gemeinsam ist ihnen der geografische Hintergrund – sie alle waren Einwohner_innen des Habsburgerreiches. Was sie voneinander trennt, sind die spezifischen Zuschreibungen von Identität, die den namenlosen Protagonist_innen auf den Fotos in erster Linie durch ihre traditionelle Kleidung auf den Leib geschrieben wird. Zugehörigkeit und Abgrenzung werden durch das Posieren in Tracht visualisiert. Schweres Lodenmaterial, geraffte Röcke und Schürzen uniformieren Menschen und Leben und unterwerfen sie so einer Naturalisierung, die ihr artifizielles Dasein verschleiern möchte.

Das Hauptanliegen der von Herbert Justnik kuratierten Ausstellung besteht nun darin, die Fotografien breit gefächerten Kontexten auszusetzen und so die Dekonstruktion eindeutiger Zuschreibungen zu ermöglichen. Gegeben ist: Fotografien zeigen die Wirklichkeit nie so, wie sie ist, sondern wie sie gewünscht wird, und dementsprechend wird gleich mit dem ersten Schaukasten offengelegt, dass Fotografien jederzeit im Sinne politischer Interessen instrumentalisiert werden. Sie werden retuschiert, mit diversen Untertiteln versehen und dienen dadurch sowohl als legitimierende Erfüllungsgehilfen abweichender Erzählungen, denn auch als deren Kern.

Über drei Räume erstrecken sich die dreiundzwanzig Schaukästen und Holzaufsteller, in und auf denen sich einmal fein säuberlich eine Fotografie an die nächste reiht, ein anderes Mal liegen die Bilder in nicht systematisierten Bündeln aufeinander, viele der Abbilder werden auf den dazugehörigen Inventarisierungsblättern präsentiert. Das Museum als Ort der Sammlung wird so zum Teil des Präsentationskonzepts, es stellt sich und seine Methoden aus. Themenkomplexe, anhand derer die Fotos einer inhaltlichen, historisierenden und ästhetischen Prüfung unterzogen werden, betreffen unter anderem die Vervielfältigung und Distribution, ihre Funktion als Sammlungsgegenstände, den Status als Repräsentationsbildnis, den Gebrauch der Fotos zu anthropometrischen Zwecken und den Umgang der volkskundlichen Disziplin mit ihrem Material. Begleitet werden die zur Schau gestellten Fotografien von informativen und verständlich geschriebenen Begleittexten.

Insgesamt besteht der große Kunstgriff der Ausstellung darin, noch keine Interpretationen vorzunehmen. Diese werden durch die reflexiv angelegten Zugänge dem_der Betrachter_in überlassen.

Melanie Letschnig

Gestellt. Fotografie als Werkzeug der Habsburgermonarchie, Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien
Bis 30. November 2014.
Der Katalog erscheint im Oktober.
Mehr Infos auf www.volkskundemuseum.at

TRACHT RELOADED

Trachten zwischen Konservatismus, Heimatverbundenheit und Modeboom

1950ER – ROMANTIK UND HELDENTUM IN DEN BERGEN

„Es überrascht, dass die Modepropaganda des Dritten Reiches die Beliebtheit des Dirndls auch nach dem Krieg nicht schmälern konnte – geschweige denn, seinen guten Ruf zu schädigen vermochte.“¹ Eine weitverbreitete Einschätzung, der hier vehement widersprochen werden soll; schließlich ist bekannt, dass seit den Schäferspielen der Rokoko-Höflinge die Tracht eine außerordentlich gut funktionierende Projektionsfläche darstellt für alle nur erdenklichen Sehnsüchte bezüglich des Lebens der Landbevölkerung. Tatsächlich aber entbehrt(e) diese Darstellung und Romantisierung des Landlebens jeglicher Realität.

Wenig überrascht es daher, dass nach dem Zweiten Weltkrieg ein bereits bewährtes Ländlichkeitsidyll ausgepackt wurde, und sich, mit allerlei Details dekoriert, in Form des Heimatfilms neben dem Western (von dem er sich im Übrigen gar nicht so sehr unterscheidet) zum beliebtesten Filmgenre der 1950er entwickelte. Vor dem Hintergrund des trostlosen Kriegstrümmergrau machte sich die zuckerbunte Heimatfilmromantik daran, die Alpenlandschaft als heile Welt zu präsentieren. Man bediente sich dabei der austrofaschistischen Terminologie, um die nationalsozialistische zu überdecken. Und es funktionierte: Das vorindustrielle Bauernmilieu wurde heroisiert und der technische Fortschritt ausgeklammert. So konnte man gleichzeitig behaupten, das Dirndl, die Berge, die Menschen... waren schon lange vor den Nazis da, die können nichts dafür, sind Gott sei Dank von der unseligen Zeit verschont geblieben. Wie Phönix aus der Asche stieg der Menschenschlag in den Alpen stolz und treu und echt aus dem Weltenbrand unversehrt hervor.

VEREINNAHMUNG DURCH DIE POLITISCHE RECHTE – UND SIE LÄSST UND LÄSST NICHT LOS

Erzherzog Johann bezeugte, womit er eine Ausnahme in der Politikgeschichte darstellte, durch das bewusste Tragen von Kleidung, die

jener der Landbevölkerung ähnelte, seinen politischen Reformwillen. Er stellte sich auf diese Weise auch optisch, indem er sich dem Modediktat der Zeit entzog, gegen den Wiener Hof und jene politischen Mächte, denen er selbst entgegen wirken wollte. Während der *Grüne Hansl* als moderner Reformler und Politiker in die steirische Geschichte einging, verbindet man ansonsten mit Politiker/innen in Tracht das konservative Lager.

Das Tragen von Tracht hat in der Politik lange Tradition, wobei es nicht möglich ist, damit keine Aussage zu treffen; hauptsächlich deshalb, weil die Tracht so eng verknüpft ist mit dem Heimatbegriff.

Bezeichnenderweise stammt der Begriff *Heimat* aus dem 19. Jahrhundert; als es den Machthabern notwendig wurde, einen Terminus zu schaffen, der so stark emotionalisiert war, dass, trotz aller Umwälzungen durch die industrielle Revolution, die Massen den Aufrechterhalt der vorindustriellen Gesellschaftsordnung akzeptieren würden. Die Bevölkerung wurde nicht nur auf die Nation eingeschworen, sondern auch auf den Boden, dem sie angeblich entstamme. Zusätzlich sollte die Weckung dieser Heimatliebe die hegemoniale Stellung der deutschen Nation gegenüber den anderen im habsburgischen Vielvölkerstaat stärken. Betonung des Deutschtums und Aufladung des Heimatbegriffs mit pseudoreligiösen Inhalten führte schließlich zur Heimatbewegung; diese wiederum darf oder besser muss als politisches Kampfmittel angesehen werden.²

Davon konnte oder wollte man bis zum heutigen Tag Tracht und Heimatbegriff nicht lösen. Tracht steht in politischen Kreisen immer für eine Vertretung des konservativen Wertekanons, das Geld darf bleiben, wo es ist, die politische Macht ebenfalls; was Wunder also, dass sich sowohl die soziale Linke, als auch die intellektuelle Elite etwas davon abgestoßen fühlen.

TRACHT UND MASSENTOURISMUS – SIE BRAUCHEN SICH GEGENSEITIG

Parallel zu dieser Einsetzung des Heimatbegriffs kam der Massentourismus und damit die Vermarktung der Alpenlandschaft und

ihrer Bewohner/innen zu monetären Zwecken auf. Die Tourismuswerbung der 1930er Jahre zementierte die bereits eingeführten Klischees über den Alpenraum. „Die Armen verkauften ihre ‚Altertümlichkeit‘ als Ware und mussten sie trotz fortschreitender Entwicklung immer wieder reproduzieren, um die Attraktivität nicht zu verlieren.“³ Bis heute gibt es offensichtlich keine Möglichkeit, davon loszukommen, die Bevölkerung macht immer noch gute Miene zum bösen Spiel, erklärt das zum Teil erfundene Kulturgut für echt, und versucht, ihren Anteil am Kuchen abzubekommen. Diese leicht schizophrene Haltung führte unter anderem auch dazu, dass Dorfbewohner/innen bei diversen Brauchtumsdarbietungen zu ihrem eigenen Publikum mutierten.

Bezeichnend fand ich hierzu die Stellungnahme einer deutschen Touristin in einem TV-Beitrag über den sogenannten Eklat, den die Stadtgemeinde Zell am See diesen Sommer durch eine gemeinsam mit u.a. dem Tourismusverband, der Polizei und der österreichisch-arabischen Handelskammer herausgegebenen Infobroschüre für Besucher/innen aus arabischen Ländern verursachte. Die Frau fand es enttäuschend, dass sie statt der erwarteten schönen Frauen in Dirndl so viele verschleierte Muslima sehen musste – Tourist/innen werden von anderen Tourist/innen in ihrem Genießen der Utopie gestört – verstörend!

DER TRACHTENBOOM DER 2010ER JAHRE – RÜCKBEZUG AUF DIE FIFTIES UND IHRE JUGENDKULTUR

Trotz strömenden Regens zählte man am 14. September 75.000 Besucher/innen beim diesjährigen Aufsteirern in der Grazer Innenstadt. Gut 99% davon hielten sich an den Trachtendresscode. Untersucht man den aktuellen Trachtenboom, stößt man recht schnell auf die interessante Verschmelzung mit einer der Spielarten des Rock 'n' Roll Genres, nämlich dem Rockabilly. Dass die Silhouette des Dirndls jener der Mode der Rock 'n' Roll Szene der 1950er Jahre ähnelt, ist immerhin nicht von der Hand zu weisen. Die Rockabilly-Szene selbst führte Jahrzehnte lang als Randerscheinung quasi

ein Schattendasein, bis zumindest manche ihrer Modeaspekte durch Protagonist/innen wie Amy Winehouse und Dita von Teese ein breites Publikum erreichten. Schnell fanden sich weitere Popsternchen, etwa Katy Perry, die bereitwillig auf diesen Zug aufsprangen. In Österreich entwickelten sich zu diesem Thema zwei spannende Phänomene: einerseits Designerin Lena Hoschek, die von sich selbst behauptet, die Initialzündung für ihre Arbeit sei die Tracht und ihre immense Liebe zu ihrer Heimat Steiermark gewesen und andererseits Andreas Gabalier, der selbst ernannte Volks-Rock'n'Roller, welcher immerhin die Kombination von Hirschlederner und Bikerlederjacke salonfähig machte. Er füllt nicht nur Hallen und Open Air Gelände mit seiner Mischung aus Schlager und Rock'n'Roll; seit 2014 bedient er mit seiner eigenen Trachten-/Rockabillymodelinie einen offenbar danach hungernden Markt.

Was will uns unsere Jugend aber damit sagen? Lebt diese brave und zahnlose Retrokultbewegung tatsächlich nur die Rebellion ihrer Großeltern nach? Bleibt vielleicht dieser gestressten und unter Hochdruck stehenden Generation von strebsamen Vorzeigegewandlichen keine Zeit für eine eigene Revolte? Vorerst beschränkt sie sich offensichtlich darauf, bei Mega-Open-Air-Events die ganz, ganz kleine Sau raus zu lassen und möglichst kultiviert abzufeiern in hübschen Kostümen aus Großmutter Bauernhochzeitstruhe – die modebewusste Vertreterin der Generation Hello Kitty trägt dazu aber Plateau Pumps mit Früchteaufdruck und kleinen Totenköpfchen dazwischen.

Yvonne Reith

- (1) Bönsch, Annemarie, *Tracht und Mode nach dem Krieg*, in: *Tracht & Austrian Look*, Ausst.-Kat. (Museum der Stadt Bad Ischl / Kloster Traunkirchen; Rahmenprojekt: Tracht 45 – 05) Linz 2005 (= Schriftenreihe der Akademie der Volkskultur. 4), S. 33.
- (2) Steiner, Gertraud, *Die Heimatmacher*. Kino in Österreich 1946 – 1966, Wien 1987, S. 16 – 17.
- (3) Aus dem Film *Das Cabinet des Dr. Caligari*, 1920

FOUND IN MUSIC

HAMBURG, HAFEN & HUMOR

They always come back: von Zeit, Reisen, Nostalgie-Energie & zwei Songwritern

„... er machte die Tür auf – da liegt doch Jochen Distelmeyer! – TOT! – toter gings nicht – mit einem Gitarrenständer in seinen Pop-Rücken gebohrt – die Kneipe war voller Leichen – die meisten kannte er ...“ Stellen Sie sich bitte diese Sätze vor, gesprochen von einer (oder besser: der) hanseatischen Kratz-Reib-Stimme schlechthin, jener von Jens Rachut nämlich. Haben Sie's? Ja? Gut! Diese Zeilen sind aus dem Lied „Der letzte Drink“ von der wunderbaren Band *Dackelblut* und dienen uns hier als (eine) Klammer für dieses Textchen zu zwei Konzerten, einer Stadt und vielleicht sowas wie „Nostalgieökonomie“ ...

Während auf der einen Seite BLUMFELD (die Gruppe von Jochen Distelmeyer) kürzlich in Wien vor großem Publikum Lieder von vor 20 und mehr Jahren in „Originalbesetzung“ zur Wiederaufführung brachten, geht's bei dem anderen (also Hrn. Rachut) seit noch längerer Zeit einfach immer weiter: Die Bands gibt's einige Jahre, sie machen ein paar Alben, dann werden neue gegründet. Mit teilweise neuen Mitstreiter_innen und immer neuen (tollen!) Namen. Zum Beispiel (bitte langsam zergehen lassen) *Angeschissen* (*what a good a-punk-band-name is that?*), *Oma Hans*, *Blumen am Arsch der Hölle*, *Kommando Sonne-nmilch* oder eben die erwähnten DB. Die Musik bleibt dabei Punk und klingt daher immer anders ... Die aktuellste Formation dieser Abfolge heißt ALTE SAU. Auch jene konnte mensch vor kurzem (mit circa 50 Besucher_innen und der tollen Vorband *Lime Crush*) im Konzert erleben.

Verbindungselement 1: Hamburg, die Stadt aus der beide Bands stammen und die uns, ob der Fülle an tollen, dort wirkenden Musiker_innen (eh kloar: *Huah!*, *Stella*, *Goldies*, *Ja König Ja*, *Bernadette La Hengst*, *Die Heiterkeit* und so...), immer wieder zu der Frage bringt: was haben die denn da oben im Trinkwasser? Wie geht das? Warum? Ist das noch immer der Beatles-Effekt? Oder der Hafen?

Verbindungselement 2: Text. Jene von B'FELD (neben den Lassic Singers) haben uns „damals“ an die Hand genommen und über so manche Strasse geholfen – auf doitsch! Das war/ist aufregend: Dass sowas geht, und un-peinlich! Hart/weich zugleich! (Fast) wie im richtigen Leben! „*Wie willst Du Dein Ei? Auf oder unter dem Tisch?*“: Mysterienspiele, dringlich und dänglich ... Politik & Person, Gefühl & Vernunft, Verbrechen & Strafe, plötzlich in Worte und zu Pop-Songs gefasst! *Dings*, *Hilde Knef*, *TonSteineScherben* und ein paar andere haben diese Möglichkeit davor schon angedeutet, aber das war alles in einem anderen ... Jahrtausend ... und nun das. Ein Wille, die eigene Sprache dazu zu drängen, nicht faul sondern genau zu sein; auskunftsbereit zu bleiben und durch Verkürzung, Zuspitzung und Ausweitung konkret zu werden – und bei Rachut funktioniert genau das, nämlich die Konkretisierung, zwar sehr anders – z.B. durch Ausdruck, Wortwitz, Situationen – aber ähnlich fein, sodass wir sagen würden: viele der Texte der beiden Songwriter sind, durch ihre Tiefenschärfe & Genauigkeit, Anwärter für den großen Ilse Aichinger-Behutsamkeitspreis (den wir uns grad ausgedacht haben! Für Sie! Damit klar wird was wir meinen!)

Trennelement 1: Retro-Romantik. Während der eine in Interviews sagt „wenn etwas bekannt wird, bin ich weg“ nutzen die anderen also ihre Bekanntheit (unsere Nostalgie?) dazu uns (zu teure Eintrittstickets zu einem „besonderen“ Konzertabend zu verkaufen ... und naja, der B'FELD Auftritt war gar nicht deppad, eigentlich ganz gut sogar – aber geheult vor/aus Rührung (wie bei den letzten paar Konzerten von denen) haben wir nicht. Jens Rachut macht das hingegen so: mit einer weiteren neuen Band, *Rattengold* (nur echt mit 3xT), spielt der bald „die alten Hits“ querdurch ... Also wir können da (aus Befangenheit) nicht werten, Menschen haben ihre Gründe und Kohlen brauchtm. Kommt ja der Winter.

Trennelement 2: (Tier-)Humor. Da eher pointiert, hier, sagen wir mal, deskriptiv. Wo bei B. der Witz z.B. so geht: „Wo wohnt die Katze?“ „Im Mietzhaus!“, hieß es bei der SAU schwer verkürzt in etwa so: „Geht der Punk-Millionär in seinen Schrebergarten, sieht er: Maulwurfs-hügel! 14 Stück! Und die gehen nicht weg. Die werden immer mehr!! Verdammte Maulwürfe! Muß der Punk-Millionär zu Rossmann oder Bipa oder wie das heißt und kauft COREGA-TABS! 40 Stück!! Rein in die Hügel und Wasser drauf! Die größte Schaumparty Ihres LEBENS! ... Die Familie hat überlebt.“

Genau. Und ach ja, eines ist uns noch aufgefallen: ALTE SAU sind (von der Betrachter_innenposition aus gesehen freilich) geschlechterparitätisch aufgestellt ... bei BLUMFELD? hmm ... Theorie & Praxis? Just implying.

Also: thank you for the Music (& lyrics) und ab.

„Queercore hat meinem Leben,
einen neuen Sinn gegeben“

Noch Fragen?
fragen Eure,
Bea Gernejein & Rosina Brunner

P.S.: Gerade gegen vorangegangenen Typen-in-Musik-Text: Checkt das Buch „Lass uns von der Hamburger Schule reden – eine Kulturgeschichte aus der Sicht der beteiligten Frauen“ von Bonz/Tytz/Springer (Hg.innen), Ventil Verlag 2011. In Interviewform geht's um die Fragen: Wer machte die Szene? Und zu welchen Bedingungen eigentlich?

ALTE SAU – ALTE SAU (Major Label, 2014)

INTERNATIONAL LOVER

Vom 12. – 28. September hat dieses Jahr zum dritten Mal die WIENWOCHE stattgefunden. Unter dem Motto **MIGRAZIJA-YEAH-YEAH** ... haben Petja Dimitrova, Can Gülcü, Rados-tina Patulova und das Projektteam auch 2014 wieder ganz unterschiedlichen Projekten zur Realisierung bzw. Aufführung verholfen. Ein JA zu Migration, ob als Teilnehmende des Wiener Kopulationsballs, mit Interventionen in den Sammlungen des Jüdischen Museums, Wien Museums und Weltmuseums Wien, Kunst und kollektiver Arbeit zur afrikanischen Diaspora, einem Tauschmarkt auch für undokumentiert Arbeitende, Erzählungen über die Kämpfe von „Gastarbeiter_innen“ ... oder anderem mehr. Wir haben Sheri Avraham gebeten, einen Kommentar zum diesjährigen Programm zu schreiben.

ALS ICH das Programm der WIENWOCHE durchgesehen habe, konnte ich nicht umhin, bei der Veranstaltung mit dem Titel „love migration“ hängen zu bleiben. Ich fühlte mich persönlich eingeladen. Und das nicht, weil ich einige der Organisator_innen des Projektes persönlich kenne, sondern weil ich so glücklich war, einen neuen Begriff gefunden zu haben, den

ich zu meiner Liste hinzufügen konnte. Zu der Liste, die ich meine Identität nenne. „International lover“. Ich fühlte mich geradezu berufen, zu dieser Veranstaltung zu gehen; schließlich habe ich schon einige Grenzen überquert, um mich mit meinen Lieben zu vereinen. Meine Mutter beharrt zwar – voller tatsächlicher Trauer – darauf, dass ich nicht verheiratet bin. Doch ich bin es und ohne diese Ehe wäre es unmöglich für mich, hier zu bleiben.

DER BEGRIFF „international lover“ könnte nicht anziehender sein. Er gibt dem langen, aufreibenden, frustrierenden und demütigenden Prozess einer internationalen Heirat einen spielerischen, begehrenswerten, witzigen Twist. Menschen, die in Österreich heiraten, aber nicht die „richtige“ Herkunft haben. Konfrontiert mit dem Labyrinth der Bürokratie, widersprüchlichen Informationen oder auch einfach einem weiteren Papier, nach dem vergessen wurde, zu fragen, das letzte Mal, als du für vier Stunden in der Schlange gewartet hast. (Und das für Jahre).

BEI DER „Love Migration“-Feier haben die Organisator_innen neben witzigen Spielen und kitschiger Dekoration auch

wertvolle Informationen von Organisationen bereitgestellt, die in diesem Bereich arbeiten. Organisationen wie Ehe ohne Grenzen, Ohne Dich, UKI und FIBEL – Frauen-Initiative Bikulturelle Ehen und Lebensgemeinschaften haben kohärente Informationen und kreative Lösungen für internationale Liebende. So wie auch bei „Love Migration“ gesagt wurde, dass Liebe selten diskutiert wird, scheint mir, dass Gefühle und Emotionen in politischen Kämpfen oft beiseite geschoben oder gar ignoriert werden. Ich habe mich gefreut, der Liebes-Feier beiwohnen zu können. Es war nicht meine Absicht, mich einem nationalistischen Regime rassistischer Strukturen zu widersetzen. Es ist einfach so passiert, und alles aus Liebe. Ich bin wegen der Liebe migriert. Liebe, an andere Orte zu reisen, Liebe, andere Leute kennenzulernen, andere Sprachen, andere Perspektiven und andere Andere.

Sheri Avraham

Internationales Festival für urbane
Erkundungen, Wien

dérive
ur5anize!

SAFE CITY
3. – 12. Oktober 2014
www.urbanize.at



DIE RACHE DER DINGE

Eine Rezension des Journals *Afterlives: German and European Postcoloniality. Artefacts. Museums. Art*

Von der kritischen Museologie konnten wir seit den 1990er Jahren lernen: Museen sind Ideologiemaschinen und Identitätsfabriken. Und während sich einige WissenschaftlerInnen und KuratorInnen heute die Frage stellen, wie diese trotz ihrer hegemonialen Funktion kritisch angeeignet, radikal umgewertet bzw. besetzt werden können, leben in vielen Museen auch 20 Jahre nach dem Paradigmenwechsel in der Museumstheorie noch koloniale Deutungsmuster mehr oder weniger ungebrochen fort. Wie lassen sich Museen also dekolonisieren? Zunächst müssen leider immer noch Kontinuitäten kolonialer Strukturen, Ordnungen, Erzählformen und Handlungsroutinen zum Thema gemacht werden. Denn obwohl das fast wie eine Binsenweisheit der kritischen Museologie klingt, scheint diese dennoch in der deutschen und österreichischen Museumslandschaft ebenso wie im Selbstverständnis der jeweiligen Gesellschaft noch nicht angekommen zu sein. Es gibt also weiterhin viel zu tun. Dass Aktivismus und Museologie dabei kein Gegensatz sein müssen, zeigt die material- und referenzreiche Ausgabe des britischen online Journals *darkmatter* mit dem Titel *Afterlives: German and European Postcoloniality. Artefacts. Museums. Art*, welche die Berliner Gruppe *Artefakte//anti-humboldt* (Brigitta Kuster, Regina Sarreiter, Dierk Schmidt, Elsa de Seynes) herausgegeben hat. Das „special issue“ des Online-Journals beschäftigt sich

mit dem musealen „Nachleben“ der Kolonialgeschichte und führt dabei relevante Debatten einer kritischen, antirassistischen Museologie in Deutschland zusammen. Es bezieht sich auf, informiert über und reflektiert Debatten um Objektgeschichten und Rückgabeforderungen, Machtverhältnisse, Materialitäten und Museumspolitiken.

Anlass für das Zusammenkommen des Zeitschriftenprojekts ist der umstrittene Plan des Berliner Humboldt-Forums im sich im Bau befindlichen Retro-Stadtschloss am ehemaligen Standort des zerstörten Palastes der Republik. Dieses soll vor allem die Sammlungen außereuropäischer Kunst und Kultur der Staatlichen Museen zu Berlin (die derzeit im Museum Dahlem angesiedelt sind) beherbergen und damit zur „Erlebnis- und Entdeckungsreise (...) auf den Facettenreichtum dieser Welt“¹ einladen. Das entschiedene Auftreten gegen dieses Projekt ist auch der Zusammenhang in dem sich das HerausgeberInnenkollektiv als „Artefakte//anti-humboldt“ formiert hat: So verstehen sich die Herausgeber_innen als Aktivist_innen – „centered on the fabrication and status of matters, things or objects“. Sie treten gegen die „Ontologisierung von Andersheit“ auf, bei der es nicht um „eine Reflexion der Gewalt geht, die im Zuge des Kolonialismus von Europa aus auf den Rest der Welt ausgeübt wurde.“² Für mehr Informationen in diesem

Zusammenhang sei der Text von Friedrich von Bose in diesem Journal empfohlen, der die gesamte Diskussion und Problematik des Humboldt-Forums hochinformiert zusammenfasst, vor dem Hintergrund der aktuellen Museumstheorie reflektiert und auf den Punkt bringt.

DIE WEITEREN Beiträge besprechen künstlerische und antirassistische Strategien und verweisen auf zahlreiche historische und popkulturelle Kontexte von der Geschichte barocker Gemälde bis zur „Mumie als cinematographischer Chronotopos“. Die Ausrichtung der Zeitschrift verfolgt dabei einen Ansatz des „Nachlebens“ verbunden mit der Idee der „Aktivierung“. Dieser geht davon aus, dass die Handlungsmacht der Objekte darin besteht, die sedimentierte Politik und Gewalt, die ihrer Geschichte und Musealisierung zugrunde liegen, zu aktualisieren – in durchaus unheimlicher Weise, denken wir etwa an die Mumien, Schädel und anderen sterblichen Überreste in westlichen Museen. Neben Texten machen dies hier auch Filme wie der 40-minütige „Rise for you will not perish (on mummymania)“, Fotoserien und Text-Bild-Collagen, die die Nummer durchziehen, anschaulich. Letztere eröffnen Perspektiven für eine Museumsanalyse, die mehrere Stimmen zulässt und sich von der Handlungsmacht der Dinge gegen die Meister_innenzählung treiben lässt. Vom konkreten

Nachleben erzählt Larissa Försters Text *These skulls are not enough*, der sich mit dem Restitutionsprozess von „Human Remains“ nach Namibia beschäftigt. Hier gibt es noch viel zu fordern und auch zu recherchieren, so Lotte Arndt, denn WissenschaftlerInnen stehen heute vor Lücken und Fragmenten, sehen sich mit „biased archives and the lack of information“ konfrontiert. Arndt erzählt genau und ausführlich von den fotografischen Recherchearbeiten des Künstlers Sammy Baloji, der sich mit Schädeln als sterblichen Überresten ermordeter Menschen beschäftigt. Zugleich macht sie allerdings darauf aufmerksam, dass die Notwendigkeit einer historischen Auseinandersetzung mit der gewaltvollen Museumsgeschichte nicht durch künstlerische Projekte ersetzt werden kann. Insgesamt zeigt das Journal wieder einmal wie weit auch die zukünftige Museumspraxis hinterherhinkt. Doch die Kritik insistiert, schreibt sich ein und aktualisiert das Unbehagen.

Nora Sternfeld

(1) <http://microsite.humboldt-forum.de>

(2) www.humboldtforum.info

DIE SUCHE NACH ARTIKULATIONEN VON IDEOLOGIEN – UND IHREN KRITIKER_INNEN

Eine Rezension zum Sammelband *Kunst und Ideologiekritik nach 1989*

„Und man muss immer wieder versuchen, Worte und Bilder zu finden, die diese so oft beschriebene Wirklichkeit aufschminken wie eine tote Person, von der man sich einfach nicht verabschieden kann. Würden wir uns verabschieden von dieser Person und unserer Tätigkeit des Schminkens, dann hätten wir etwas aufgegeben, was man den Anspruch auf die Möglichkeiten von Veränderungen nennen könnte.“ So schließt Alice Creischer ihren Abriss zu ideologischen Veränderungen und ihren Manifestationen besonders im Kunstfeld in Deutschland nach 1989 in diesem dritten Band der Reihe KUB Arena, einem Sammelband zu Kunst und Ideologiekritik nach 1989, der im Anschluss an eine gleichnamige Konferenz entstanden ist. Ich verstehe dieses Schminken bei Creischer als die Gleichzeitigkeit von Sichtbarmachung herrschender Ideologien und dem Intervenieren gegen ihre rechten, rassistischen, nationalistischen Verdichtungen. Der Begriff des Schminkens steht dabei geradezu diametral der Bewegung des Aufdeckens (im Sinne des Marx'schen „falschen Bewusstseins“) gegenüber, weswegen er einerseits irritiert, aber gleichzeitig eine der zentralen Thesen des Buches gut zu fassen scheint: Es ist Zeit, Ideologiekritik zu betreiben und damit auch in ideologische Formierungen einzugreifen, obwohl und gerade weil die Rede von den totgesagten Ideologien nach 1989 sehr wohl weiterhin ihre Wirkung zeigt. Weil die als unideologisch präsentierte Wirklichkeit aufgeschminkt werden muss, um ihre ideologischen Formationen sichtbar und streitbar zu machen. Dabei kann es nicht darum

gehen, vereinfachende Schemata wiederzubeleben, wie etwa das des „richtigen Bewusstseins“, das bloß freigelegt werden müsste. Vielmehr müssen innerhalb vielgestaltiger Determinationen Positionen gefunden werden, die unterschiedliche Handlungs- und Gestaltungsspielräume, Möglichkeiten zu widerständigem Verhalten, Wechselwirkungen von Subjektivierungen und ideologischen Apparaten in Betracht ziehen. Ob das nun mit Michel Foucault, Judith Butler oder Stuart Hall am besten geht oder es sich doch lohnen würde, u. a. mit deren Unterstützung stärker bei Althusser anzuknüpfen, dabei selbstverständlich Gramsci im Hinterkopf, aber auch Adorno, nicht ohne Bourdieu außen vor zu lassen – das entscheidet sich auch nach Lektüre des gesamten Buches nicht (und die wenigen polemischen Ausreißer lassen das auch als die bessere Wahl erscheinen). Es bietet aber einen gut zu lesenden, komprimierten Überblick über verschiedene Weiterentwicklungen der Konzeptualisierung von etwas, das sich als Ideologie beschreiben ließe. Der Band stellt dabei durch verstreute Einwurfe grundlegende Positionen vor – zu Ideologie und Habitus, Ideologie und Feminismus, Ideologie und Kulturindustrie und einigem mehr. Die unter dem Übertitel „Genealogische Konstellationen“ vorgestellten, vor allem theoretischen Texte, werden durch einen zweiten, mit „Zeitdiagnosen“ überschriebenen Teil tatsächlich sehr bereichert. Hier tragen u. a. die Texte von Dierich Diederichsen, Alice Creischer und auch Teile der Interviews mit Ulrike Mayer und Ágnes Heller und János Weiss dazu

bei, die jüngere Geschichte ideologischer Konstellationen zu reflektieren und machen die vorangestellten Thesen greifbarer. Einzig der selbstgestellte Anspruch, nicht hinter die Maßstäbe zurückzufallen, die der spätesten seit der Jahrtausendwende verfolgte „Versuch, die real stattfindende geografische Zentralisierung mit dem poststrukturalistischen Projekt einer ‚epistemologischen Dezentralisierung‘ zusammenzudenken“ gesetzt hat, wird trotz Beiträgen zum lateinamerikanischen bzw. mexikanischen, niederländischen und ungarischen Kontext nicht gänzlich eingelöst. Mir schien die starke Verankerung der Perspektive im deutschsprachigen Kontext, bzw. vor allem in Österreich und Deutschland deutlich, weswegen ich sie gern irgendwo explizit gemacht gesehen hätte. Das gesagt, bleibt der Band eine umfassende Einführung in Begriffe und Debatten der Ideologiekritik sowie eine spannende Lektüre mit unterschiedlichen Fallbeispielen ideologischer Veränderungen der letzten drei Jahrzehnte, vor allem im Kunstfeld, und auch nicht bloß im deutschsprachigen Raum.

so

Birkenstock, Kastner, Sonderegger (Eds.): „Kunst und Ideologiekritik nach 1989 / Art and the Critique of Ideology After 1989“. Walther König, 2014. Der Band ist gänzlich zweisprachig, in englischer und deutscher Sprache verfasst.

„Mein Geschlecht ist eine schöne Blume.“ Nicole Foucher

TRANS GENDER M O V E S

Ein intimer Theaterabend jenseits der vertrauten Geschlechterkonventionen

17. bis 19. Oktober + 21. bis 23. Oktober, 20.00 brut im Konzerthaus

Von und mit Gin Müller, Gorji Marzban, Anthony Wagner, Nicole Foucher, Jan Machacek, Rupert Müller, Saleh Rozati, Philip Kopal u. a.

Premiere: 17. Oktober, 20.00, Foyer: Ausstellungseröffnung mit Werken von Asoo Khanmohammadi, Anthony Wagner, VIKI Kühn, Alex Giegold & Tomka Weiß, Cordula Thym & Katharina Lampert u. a. + Party ab 22.00

19. Oktober, 17.00 bis 19.00 Podiumsdiskussion „Sichtbarkeit versus Unsichtbarkeit“ mit Eva Fels, Jo Schedlbauer (TransX), Gorji Marzban, Gin Müller u. a.

<http://www.brut-wien.at/Ticketreservierung> unter tickets@brut-wien.at und +43 (0) 1 587 05 04



Eine Koproduktion von Verein zur Förderung der Bewegungsfreiheit, ORQQA - Oriental Queer Organisation Austria, brut Wien, Kuul-Forum für Kunst und Literatur, unterstützt durch MA7 Wien Kultur



TURNSTUNDE – NACHRICHTEN VOM SPORTPLATZ *

ROLLER DERBY IST VOLLER HELDINNEN!

Roller Derby wurde in den 1930ern in den USA von einem Sportpromoter erfunden: Anfänglich als Marathon auf Tracks gedacht, wurde bald erkannt, dass insbesondere das Element des Körperkontakts das Publikum begeistert. Insbesondere dann, wenn Frauen auf den Rollschuhen unterwegs waren. Spätestens in den 1970ern war Roller Derby in erster Linie Show-Sport: Kommerzialisierung und Voyeurismus spielten eine größere Rolle als Athletik und der Teampirit. Nach der Aneignung des Sports seitens einer queer-feministisch geprägten Punkszene Anfang der 2000er in den USA, kann das Phänomen Roller Derby als „a vibrant DIY community of third wave feminist empowerment“ beschrieben werden. Roller Derby ist ein Frauen*-Vollkontaktsport auf Rollschuhen – Teams von je fünf Spieler_innen fahren auf ebenen Tracks gegeneinander und je ein_e Jammer_in pro Team versucht zu punkten. MALMOE sprach über Roller Derby, Feminismus und Sport mit den **Vienna Roller Derby-Skater_innen** Angela a.k.a. WarGina und Mara a.k.a. Victoria Siempre.*

MALMOE: WarGina und Victoria Siempre ... Allein eure Derby-Namen drücken schon aus, dass Roller Derby eine politische Message hat – der Sport in der heutigen Form kommt ja sehr stark aus der Riot-Grrrl-Bewegung in den USA. Warum eignet sich gerade Roller Derby zu solch einer feministischen Aneignung? Die Geschichte als kommerzialisierter Show-Sport legt das ja nicht gerade nahe.

WARGINA (W): Warum gerade Roller Derby so eine Aneignung erfahren hat, kann ich nicht eindeutig sagen. Der Riot-Grrrl-Kontext wird immer betont, allerdings ist das retrospektiv, aus einer mitteleuropäischen Perspektive heraus, schwer zu rekonstruieren. Aber für mich war es immer schlüssig, dass gerade etwas, das wie Roller Derby in seiner Ur-Form auf Show und das Herzeigen und Vermarkten von Körpern abzielte, auch hergenommen und umgedeutet werden kann und dann zu etwas anderem wird, zu etwas selbstermächtigendem. **VICTORIA SIEMPRE (V):** Vielleicht ist der Widerspruch auch gar nicht so groß, ich würde nicht davon ausgehen, dass Roller Derby in den 1970ern so gar kein emanzipierter Sport war. Diese bestimmte Art

der Körperlichkeit und des Sich-Inszenierens kann auch in einem kommerziellen Mainstreamkontext einen emanzipativen Gehalt haben.

w: Frauen auf Rollschuhen gegeneinander durch die Gegend düsen zu lassen, das gab es schon in den 1930ern. Und das war damals sicher auch kein konventionelles Frauenbild, auch wenn die Skaterinnen kurze Höschen trugen und viel Körper zeigten.

Mir fallen dazu ad hoc Sportarten wie Wrestling oder Body Building ein – beides auch Show-Sportarten, die aber auch eine queere Geschichte haben. Da gibt es diese Konstruktion „artificialer“ Körper, die eine Ent-Naturalisierung und ein Spiel mit Geschlechternormen impliziert. Und der Voyeurismus auf sexualisierte Frauenkörper geht einher mit der Inszenierung einer völligen Entfremdung von allem, was als „authentisch“ oder natürlich gelten kann. Das eröffnet natürlich viel politischen Spielraum. Wie sieht diese spezifische Art der Inszenierung im Roller Derby aus?

w: Roller Derby spielt sehr stark mit konventionellen Vorstellungen von Weiblichkeit. Und mit Sexyness: Ich ziehe mich bewusst sexy an obwohl oder gerade weil ich Sport mache, inszeniere das aber so, wie ich will. Das ist die politische Basis, so habe ich Roller Derby kennen gelernt und das ist auch das, was Filme und Bilder von diesem Sport vermitteln: Kurze Hosen, zerrissene Strumpfhosen, viel Schminke, aber trotzdem sind die Figuren stark, mutig und selbstbestimmt.

v: Mittlerweile würde ich aber sagen, dass die Inszenierungen sehr verschieden sind. Roller Derby ist auch ein Sport, der versucht, für seine sportliche Komponente anerkannt zu werden. Und je leistungsorientierter und professionalisierter Vereine arbeiten, desto weniger spielen Image und Inszenierung eine Rolle.

w: Ich möchte das auch gar nicht bewerten, ich kenne das von unserem Team: diese Klischees von den „wildem Mädls“, dieses nicht ernst genommen werden ... das ist irgendwann zu viel. Ich habe null Bock darauf, ständig auf etwas reduziert zu werden, und eine Möglichkeit, das zu unterbinden ist eben, sich so unauffällig wie

möglich – also seriös und sportlich – anzuziehen.

Ist dieses politische, „schrille“ Image womöglich auch eine Barriere für potentiell interessierte Spieler_innen? Wer kommt zum Beispiel zu Vienna Roller Derby, sind das vor allem schon politisierte Frauen*?

v: Es gibt hier eine große Vielfalt. Angemerkt muss aber werden, dass wir leider ein eher weißer Mittelstandshaufen sind. Die Inszenierung hat nicht Roller Derby erfunden, die kommt ganz stark aus dem Rockabilly und Punk. Dementsprechend zieht Roller Derby natürlich Leute an, die sich diesen Subkulturen zugehörig fühlen. Aber nicht nur. Und ich denke schon, dass der Feminismus – wie auch immer er im Einzelfall definiert wird – ein gemeinsamer Nenner aller Spieler_innen ist. **w:** Durchwegs alle Skater_innen möchten den Konventionen, die Frauen gegenüber herrschen, etwas entgegensetzen. Wir haben in unseren Statuten stehen, dass wir antirassistisch, antisexistisch, antiheteronormativ sind, aber natürlich diskutieren wir das nicht jedes Mal, wenn wer neu ins Team kommt.

Wie ist die Einladungspraxis? Welche Genders dürfen Roller Derby spielen?

w: Bis vor kurzem waren es bei uns Frauen ohne genauere Definition. Jetzt haben wir die Statuten dahingehend präzisiert, dass Skater_innen alle sein können, die sich als Frauen definieren und alle Menschen, die sich nicht klar festlegen wollen. Das ist der aktuelle Stand. **v:** Auch der Weltverband (WFTDA) hat eine eigene Gender-Policy, die sich über Hormone definiert: es können also auch Transfrauen spielen, sofern sie Hormone nehmen.

Das Feministische definiert sich also in erster Linie über die Offenheit, was Identitäten betrifft und die Inszenierung von und Selbstbestimmung über Geschlecht, Sexualität...

v: Nein, der Feminismus wird finde ich weniger über das Image ausgedrückt als über die Organisationsform. Die Selbstorganisation der Vereine ist eine Kerndefinition

des Sports. Dass zusammen und im Kollektiv gearbeitet wird, etwas geschafft wird. D.I.Y (Do it Yourself) ist Prinzip! Seit Rauswurf der Sportpromotoren, die anfangs den Sport mitprägten, ist die wichtigste und klarste Regel: Skaterbased! Der Weltverband gibt vor, dass jede League zu 80 % im Besitz der Skater_innen sein muss. Du kannst also nicht an Energy Drink-Firmen verkaufen. Alles ist basisdemokratisch, wenn du Mitglied werden möchtest musst du auch nachweisen, dass du demokratisch organisiert bist.

Jetzt einmal zu euch, zuerst habt ihr Vienna Roller Girls geheißen, jetzt nennt ihr euch Vienna Roller Derby. Wie ist der Verein entstanden?

w: Die Erzählung lautet, dass sich vor circa drei Jahren drei Frauen in einer Bar getroffen und gedacht haben, dass sie doch einen Roller Derby Verein gründen könnten. Und das haben sie auch gemacht. Über Youtube-Videos und Roller Derby Websites haben die Gründerinnen dann begonnen, sich Roller Derby selbst beizubringen. Popkultur und Filme wie „Whip it!“ haben dazu beigetragen, Roller Derby bekannt zu machen. Und dann ist Zandy Zunder nach Wien gezogen, die davor schon in Berlin gespielt hat, und sie hat dann das Wissen mitgebracht. **v:** Es ist wirklich alles total D.I.Y.! Wir schauen uns irgendetwas ab, informieren uns im Internet, trainieren uns selbst, Leute die schon was können, kommen und bringen es Anderen bei. Das Wissen wird einfach aneinander weitergegeben.

Die meisten von euch haben davor interessanter Weise noch nie Vereinssport betrieben und sind auch relativ spät zum Sport gekommen. Wie kommt das?

w: Wir trainieren wirklich viel und hart, 8–9 Stunden in der Woche! Es ist nicht per se spaßig, sich am Abend in einen Außenbezirk zu schleppen und sich völlig zu verausgaben. Aber wenn wir die Newbies (Anfänger_innen, Anm.) trainieren, merken wir, wie die Skater_innen langsam Feuer fangen! Warum tun das die Leute mit so viel Engagement und Commitment und warum beginnen die meisten erst gegen Ende ihrer

20er? Ich denk, dass das wie bei allen Teamsportarten damit zu tun hat, dass man in einem Team eingebunden ist und auch andere Leute kennenlernt. Und gerade Ende 20, wenn bei Vielen das Studium vorbei ist, du in irgendeinen Arbeitsalltag reinrutschst, deine sozialen Kontakte nur mehr eine Handvoll Freund_innen sind und du nur mehr die Sachen machst, die von dir erwartet werden, dann brauchst du etwas wie Roller Derby. Wo du mit voller Leidenschaft dabei sein kannst, im Kollektiv bist und dich so stark und selbstbestimmt fühlst. Genau das habe ich im Roller Derby gefunden.

Spielen die Ikonen des Sports hierfür auch eine Rolle?

v: Oh ja! Team London zum Beispiel, das ist mit Abstand das beste Team in Europa. Aber es ist nicht wie im Fußball, wo deine Ikonen unerreichbar sind. Im Roller Derby gibt es eine Chance sie zu treffen. Das sind Leute, die man schon mal auf Facebook gestalkt hat und die man spielen gesehen hat!

w: Stefanie Mainey ...

v: Kamikaze Kitten!

w: Und diese tollen Frauen zu sehen, mit ihnen zu reden... da darf ich schwärmen wie eine 14jährige. Da darf ich dann mit 30 dastehen und die Frau so toll finden, und alle wissen, dass ich verliebt bin und posten „I have a derby crush“. Das ist wirklich ein relevantes Vokabel. Roller Derby ist harter Sport, Community und einander anheimeln.

v: Roller Derby ist voller weiblicher Heldinnen!

w: ... auch lesbischer weiblicher Heldinnen!

Interview: Nikola Staritz

Mehr Infos bald unter: www.viennarollerderby.org

Die Filme „In the turn“ über Queerness im Roller Derby (die Regisseurin ist zu Gast!) und „Derby Crazy Love“ sind heuer in Wien beim Filmfestival „This Human World“ zu sehen

*) Die MALMOE-Sportkolumne „Turnstunde – Nachrichten vom Sportplatz“ aus ALLTAGSDISKURSE zu Gast im Erlebnispark

gossip

Von 3. bis 12. Oktober 2014 findet in Wien das jährliche **urbanize – Internationales Festival für urbane Erkundungen** statt. Unter dem Motto „Safe City“ widmet sich das Festival dieses Jahr dem Phänomen Sicherheit in facettenreichen Annäherungen zwischen tatsächlichem Sicherheitsbedarf, Überwachungsideologie und solidarischen Gesellschaftsentwürfen. In Vorträgen, Workshops, Stadtexpeditionen, Filmen und Performances wird die rasante Entwicklung von Überwachung und Kontrolle beleuchtet, Möglichkeiten der Förderung sozialer Sicherheit in Zeiten der Krise erörtert und die potenziellen Chancen für ein Erstarren der Stadtgesellschaft durch Bottom-up-Initiativen und solidarisches Handeln erforscht. In

diesem Rahmen wird es am 5.10. um 14 Uhr auch wieder einen Hausnummern-Spaziergang zu historischen Kontroll-techniken durch die Wiener Innenstadt mit Anton Tantner geben (Treffpunkt Ballhausplatz). Das ganze Programm auf: www.urbanize.at

Club Courage, die Wiener Initiative für mehr Zivilcourage im Nachtleben, lädt unter dem Titel „**Gender Trouble auf dem Dancefloor**“ zu einer **Diskussionsrunde über Geschlechterverhältnisse** im Club ein. Panel mit u.a. Susanne Kirchmayr (female:pressure), Johannes Piller (Grelle Forelle), Rosa Reitsamer (Musikuniversität Wien), Moderation: Vina Yun. Im Anschluss gibt's ein Live-Set von Electric Indigo und Musik von

ELEKTRAE. Donnerstag, 9.10., 19 Uhr, Elektro Gönner, 1060, Mariahilferstraße 101

PARTY LIKE IT'S 1983! 30 Jahre an.schläge – 3 Years Club FIORUCCI: Das feministische Magazin an.schläge und die Partyreihe CLUB FIORUCCI feiern gemeinsam Geburtstag und lassen es krachen! Seit über drei Jahrzehnten berichten die an.schläge gegen den medialen Malestream. Für das einzige feministische Monatsmagazin im deutschsprachigen Raum ist das Knacken der magischen 30er-Marke kein Makel. In Kooperation mit dem Freischwimmer-Festival lesen ab 20 Uhr Redakteurinnen und Friends private, politische und pikante aktuelle Artikel und

Kolumnen aus den an.schlägen passend zum thematischen Festival-Schwerpunkt INTIM. An diesem Abend könnt ihr mit den Macherinnen ins Gespräch kommen und alte und neue FreundInnen treffen. Im Anschluss laden die Party-Hosts **sisseyboy** und **Vina Yun** zum Tanz und zaubern Disco Un/Classics auf die Plattenteller. Nicht zuletzt beehrt **Crazy Bitch In A Cave** die Festlichkeiten: In einem weiteren ihrer berühmten exaltierten Live-Auftritte zwischen Performance und Dance-Pop lässt CBC die Haarmähne und Gender-Begrifflichkeiten durcheinander fliegen. Wer das noch nie gesehen hat, sollte vorbeikommen und mitfeiern. Wer es schon gesehen hat, kommt eh! Am 8.11.2014, ab 20 Uhr im brut im Künstlerhaus/Foyer/Bar,

Karlsplatz 5, 1010 Wien (Eintritt: 3 Euro, Lesung: gratis).

Kein Termin, aber eine wie wir finden wichtige und unterstützenswerte Initiative: Zahlreiche Menschen sterben jährlich beim Versuch, das Mittelmeer zu überqueren und das restriktive Migrations- und Grenzregime der EU zu überwinden. Viele von ihnen setzten vor dem Sinken der Schiffe Notrufe ab, die von den offiziellen Küstenwachen und Behörden nicht ernst genommen werden. Die **Initiative „Watch the Med“** möchte einen unabhängigen **Alarm-Notruf** einrichten, der ermöglichen soll, durch öffentlichen Druck sofortige Rettungsmaßnahmen einzuleiten. Am 10. Oktober wird die Telefonnummer ▶

ÜBER DEN ROMAN „NACHKOMMEN“ VON MARLENE STREERUWITZ

Über den Roman „Nachkommen“ von Marlene Streeruwitz

„Eine, die nicht ausgesucht worden war.“ Das ist Cornelia Fehn, Hauptprotagonistin in Marlene Streeruwitz' neuem Roman *Nachkommen*. Nelia, so will sie genannt werden, ist als jüngste Autorin nominiert für den deutschen Buchpreis und reist deshalb zur Preisverleihung nach Frankfurt. Dort lernt sie einen Literaturbetrieb kennen, der von chauvinistischen Männerbänden – alte und verbitterte Herren, die die Krise von Buch und eigener Männlichkeit mit anlassigem Sexismus und der Degradierung von Frauen zu Sexualobjekten wettzumachen versuchen – ebenso geprägt ist wie von neiderfüllten jüngeren Frauen, die nie gelernt haben, Selbstwert über etwas anderes als die Spiegelung im männlichen Gegenüber herzustellen. Streeruwitz beschreibt diese machtversessenen Typen, die mit aller patriarchalen Gewalt gegen ihren eigenen – ökonomischen wie persönlichen – Untergang kämpfen mit einer Klarheit und Unvermitteltheit, die anfangs kaum auszuhalten ist.

Dieses Buchmessen-Frankfurt betritt nun also die Romanfigur Nelia Fehn, deren Nicht-Mitspielen und Verweigern den Sexismus und Zynismus des Betriebes erst so richtig sichtbar macht. Doch Nelia ist nicht die sympathische Antagonistin, die feministische Heldin des Romans. Ganz im Gegenteil. Sie ist eine schweigsame Individualistin, oft besserwisserisch und selbstgerecht, befreit von jedwedem Altruismus. Nelia hat zwar einen politischen Roman geschrieben, doch steht sie für eine politische Haltung, die mit kollektiver Emanzipation und struktureller Systemkritik wenig am Hut haben will: Das Politische ergibt sich aus der individuellen Suche nach dem Glück, nach dem Anderen, dem eigenen Ausbruch und der romantischen Liebe. Und endet bei Nelia in Griechenland, bei einer Liebesbeziehung zu Marios. Deren Beziehung ist dann auch eine Art Rückkehr zum kleinbürgerlichen Ideal: Eine Pelargonie steht stellvertretend für ihre Liebe und die Flucht in beschauliche Zweisamkeit vor dem Hintergrund der katastrophalen

Zustände eines perspektivlosen Kapitalismus. Feministische Ansprüche auf Befreiung werden für überholt erklärt. Ob sie eine Feministin sei, wird Nelia in einem Interview gefragt. „Nein“, antwortet sie, „Ich bin keine Feministin. Dafür müsste ich heute sechzig Jahre alt sein.“

Die Aktualität der Figur Nelia Fehn äußert sich auch darin, dass die alltäglichen Konsumhandlungen zum letzten verbleibenden Ausdruck politischen Handelns werden. Second Hand, Fair Trade, Dumbstern, das Vegetarierinnen-Sein und die damit verbundene Suche nach dem fleischlosen und guten, billigen Essen, die uns den ganzen Roman über ebenso begleitet wie der Fetisch, kaum zu essen und dünn zu sein, desillusionieren im Laufe des Lesens. Aus der anfangs cool und kritisch vorgestellten Aktivistin wird eine etwas zwanghafte, linke Individualistin, die mir immer unsympathischer wird.

Überhaupt gibt es keine einzige Person, mit der sich die Leserin oder der Leser identifizieren will. Mit *Nachkommen* hat Marlene Streeruwitz einen großartigen Roman geschrieben, der kein Schlupfloch lässt für eine einfache emanzipatorische Idee davon, was politische Kritik und/oder Literatur sein können. Ich gehe davon aus, dass es genau darum aber, also um das Visionäre und Kämpferische, dann in dem Nachfolge-Roman gehen wird, der im Herbst zeitgerecht für die Buchmessen heraus kommt: Nelia Fehns', a.k.a. Marlene Streeruwitz' Roman *Die Reise einer jungen Anarchistin nach Griechenland*. Das ist eben jenes Werk, um dessen Erfolg es in *Nachkommen* geht.

Nikola Staritz

Marlene Streeruwitz: „Nachkommen“,
S.Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2014

ÜBER UTOPIEN SPRECHEN

Utopian Pulse in der Wiener Secession

AKTUELL IST DIE von den Künstler_innen Ines Doujak und Oliver Ressler initiierte Veranstaltungs- und Ausstellungsreihe mit dem Titel *UTOPIAN PULSE – FLARES IN THE DARKROOM* in der Galerie der Wiener Secession zu sehen. Ausgehend von ihrem eigenen Forschungsprojekt haben die beiden Künstler_innen eingeladen „utopische Impulse“ zu setzen, und sieben wöchentlich wechselnde Ausstellungs- und Diskussionsplattformen, sogenannte Salons, zu kuratieren. Diese präsentieren Initiativen, die aus zivilgesellschaftlichen, politischen Prozessen heraus gewachsen sind und mit selbstorganisiertem, politischem und sozialem Aktivismus nach utopischen Alternativen suchen – reale Probleme unserer Gegenwart also, die nicht nur als Inhalte künstlerischer Praxis reflektiert, sondern buchstäblich in den Raum rückprojiziert und verhandelt werden sollen. Oder wie Ines Doujak und Oliver Ressler es definieren: „Utopie ist die Behauptung des Unrealisierten im Realen und gegen das Reale.“

UNTER DEM TITEL *Salon Public Happiness* präsentierte der Hamburger Künstler und Aktivist Christoph Schäfer im ersten Salon (10.–16.9.) Kollektive, die sich einer widerständigen Praxis bedienen, um den urbanen Raum angesichts zunehmender Gentrifizierung und Privatisierung als sozialen Raum zu erhalten oder zurückzugewinnen. Die Präsentationen

reichten von agitatorisch populären Formaten wie einem Popsong über die sogenannten ESSO-Häuser in Hamburg bis hin zu Videodokumentationen der Gezi-Park Proteste. Das Istanbul Kollektiv Videoccupy hat sich im Zuge dieser formiert, um eine mediale Öffentlichkeit zu schaffen, die direkt aus den Bewegungen heraus entsteht – sowohl physisch, durch die Präsenz der Mitglieder in den Protesten, als auch inhaltlich. Auf einer Online-datenbank werden „Videogramme“, wie sie die dreiminütigen Kurzfilme nach Harun Farocki nennen, öffentlich zugänglich gemacht. In der Ausstellung waren einige dieser nach Ort und Zeit statt nach Inhalt geordneten Filme zu sehen, die einen Blick von innen gewähren und gewalttätige Auseinandersetzungen ebenso zeigen wie den friedlichen Alltag der temporär im Park lebenden Aktivist_innen. Gleichzeitig führt dieses Beispiel vor Augen, dass eine rein visuelle Dokumentation unzulänglich sein und Gegenstand von Manipulation werden kann. In der Ausstellung vermochten die Bilder nicht für sich selbst zu sprechen – schon gar nicht zu einem nicht türkischsprachigen Publikum, da die Dialoge nicht untertitelt waren.

GENAU AN DIESER Fehlstelle setzte das Format des Salons an, welches von den Kurator_innen durchaus wörtlich genommen wurde. Mitglieder von Videoccupy und der

EssoHäuser Initiative stellten in Gesprächen und Workshops ihre Aktivitäten vor, um sich mit einem interessierten Publikum auszutauschen. Neben dem Handeln ist das Sprechen darüber, der direkte Austausch zentrales Anliegen der Veranstaltungsreihe. Und das funktioniert sehr gut, vor allem als Gegenpol zu den im Kunstbetrieb üblichen Frontalvorträgen, die einen gleichberechtigten Dialog zwischen Vortragenden und Publikum häufig verunmöglichen. An der Schnittstelle zwischen privatem und öffentlichem Raum veranschaulichen die Salons einmal mehr die Dringlichkeit partizipativer, kommunikativer Formate.

Schäfer bezieht sich in seiner Einführung zu *Salon Public Happiness* auch dezidiert auf Hannah Arendt, die in der Praxis politischer Versammlungen und kollektiven Austauschs die Grundvoraussetzung für öffentliches Glück sah.

Im öffentlichen Raum werden die „Utopian Pulses“ ebenfalls sichtbar gemacht, und zwar auf der Fassade der Secession, die seit Februar mit wechselnden und von Künstler_innen gestalteten Bannern bespielt wird. Diese verweisen auf jüngere Momente von Protesten und politischem Aktivismus, an denen die gestaltenden Künstler_innen mitwirkten oder mit denen sie sich solidarisierten. Eine Haltung, die sich durch die unmissverständliche Platzierung an der Außenwand der Institution auf diese selbst zu übertragen scheint.

KANN ES SEIN, dass eben darin das utopische Begehren des Projekts *UTOPIAN PULSE* liegt? Die Forderung nach einer politischeren Haltung der Kunstinstitutionen selbst. Die von den Salons in den Blick genommenen widerständigen und partizipativen Bewegungen bedienen sich zwar künstlerischer Methoden, sind aber angetreten, die Realität zu verändern, und nicht einen symbolischen Raum zu bespielen. Die entscheidende Frage ist weniger, was der Aktivismus von der Kunst lernen kann, sondern, was die Kunst vom Aktivismus lernen kann. Das sichere Terrain der Autonomie zugunsten einer konkreten Utopie zu verlassen ruft letztendlich auch die Ideale der ersten Secessionist_innen wach.

Georgia Holz

Utopian Pulse – Flares in the Darkroom ist noch bis 02.11.2014 in der Galerie der Secession zu sehen.

gossip

► bekannt gegeben. Watch out on: <http://watchthemed.net>

Am 17. Oktober ist Premiere der Performance *TRANS GENDER MOVES* von Gin Müller und Gorji Marzban. *TRANS GENDER MOVES* dreht sich um die Frage, was einen Menschen dazu bewegt, das eigene Geschlecht bzw. seine Geschlechtsidentität zu hinterfragen. Dazu stellt das Projekt drei biografische Geschichten in den Mittelpunkt, die mit den jeweiligen ProtagonistInnen erarbeitet wurden. Im intimen Rahmen des brut im Konzerthaus treffen die drei Transgender-Personen aus verschiedenen Ländern, Kulturen und Generationen aufeinander. Im Foyer im brut im Konzerthaus wird eine beglei-

tende Thementausstellung mit Werken von Asoo Khanmohammadi, Anthony Wagner, Alex Giegold & Tomka Weiß, VIKI Kühn u.a. gezeigt. **Ausstellungseröffnung und Party (mit DJ Denise Bourbon)** im Anschluss an die Premiere am 17.10. um ca. 22 Uhr. Am 19. Oktober findet eine **Diskussionsveranstaltung über Unsichtbarkeit und Räume der Sichtbarkeit transidentischer Menschen** statt. Performance-Termine: 17. bis 19. und 21. bis 23. Oktober, 20 Uhr, brut im Konzerthaus, Lothringerstraße 20, 1030 Wien (Eintritt: 6–14 Euro)

Anlässlich der Aufführung zweier Stücke der Schweizer Dramatikerin Katja Brunner – „die hölle ist auch nur eine sauna“ (14.–25. 10., **KosmosTheater**) und „von

den beinen zu kurz“ (27.10.–25.11., Theater Drachengasse) gibt es eine Podiumsdiskussion zu „Theater und Übergriff – Möglichkeiten und Grenzen der Darstellbarkeit von innerfamiliärem sexuellem Missbrauch“. Es diskutieren Lilly Axster, Mitarbeiterin des Vereins selbstlaut, Christa Pözlhuber, Psychotherapeutin, Katrin Schurich, Theater Drachengasse, Barbara Steiner, Rechtsanwältin und Tanja Witzmann, Regisseurin. Montag, 20. Oktober, 19 Uhr, KosmosTheater, Siebensterngasse 42, 1070 Wien

Schon fünf Jahre ist es her, dass #UNIBRENT Bildungspolitik auf die Titelseiten der hiesigen Tageszeitungen gebracht hat. Die Forderung nach freier

und kritischer Bildung hat Tausende mobilisiert. Heute, 2014, sind die Forderungen von #unibrennt aktueller denn je. Die Unis sind weiterhin unterfinanziert, viele Lehrende prekär beschäftigt und die Studierenden leiden unter miserablen Studienbedingungen und Studiengebühren. Anlässlich des Jahrestages **5 Jahre #unibrennt** findet eine sozial- und bildungspolitische Aktionswoche mit Filmen, Austausch und Vernetzung, Podiumsdiskussionen, Party und Kongress mit BarCamp am Wochenende von 20. bis 26. Oktober 2014 statt. Infos auf: www.unibrennt.at

Mit dem wunderschönen Titel **„Shalom Oida“** findet auch dieses Jahr wieder das Jüdische Filmfestival Wien im Motiv

und DE FRANCE Kino statt. Von 8. bis 23.10.2014. Programm auf: www.jfw.at

Noch mehr Filme: Von 2. bis 11. Oktober findet in Wien **LET'S CEE Film Festival** statt. Bereits zum dritten Mal werden im Urania Kino, im Actor's Studio und erstmals auch im Village Cinema Wien Mitte rund 80 Produktionen aus Zentral- und Osteuropa gezeigt, die meisten davon in Originalsprache mit deutschen oder englischen Untertiteln. Programm auf: www.letsceefilmfestival.com

Im Margarete Schütte-Lihotzky Raum werden von 2.10.2014 bis 30.1.2015 Fotos der **Architekturfotografin Margherita Spiluttini** gezeigt. Margarete Schütte-Lihotzky Raum in der „Frauenhetz“, ►

THE REAL CRIME INC PRESENTS MOIKS WAHN

Die geheimnisvollen Fälle des Inspektor Zwezler

„Der Inspektor hat aber gesagt, es wäre alles bewiesen!“

„Der Inspektor ist aber leider nicht da, er ist in einer Besprechung. Und wenn er gesagt hat, dass alles bewiesen ist, dann ist es auch so. Das können Sie ruhig so in Ihrer Zeitung schreiben.“

„Wir sind aber ein Onlinemagazin.“

„Dann übernehmen Sie es in Ihr verdammtes Onlinemagazin. Mir ist das wurscht, Hauptsache, Sie schreiben die Wahrheit. Für wen schreiben Sie eigentlich?“

„Die Tagespresse.“

„Das klingt zumindest nach Qualität. Ich sage Ihnen jetzt etwas ganz im Vertrauen. Der Inspektor ist etwas ganz Großem auf der Spur. Sie können sich bestimmt an die Tierrechtler erinnern. Die waren ja damals auch in Wiener Neustadt. Damals hatten wir die stichhaltigsten Beweise, die besten Gutachten und Zeugen und sobald wir sie vor Gericht präsentierten, glaubten alle, sie wären einer Satirezeitschrift entnommen. Ich sage Ihnen: Diese Tierschützer haben einen Fluch über Wiener Neustadt ausgesprochen. Hier in Wien, hier in unserem Büro, ergibt alles einen Sinn und alles ist beweisbar. Täglich schreiben wir hunderte Flipchart-Seiten, wo wir jede Tat eindeutig nachweisen. Bei diesem Schleppereiprozess können wir ganz genau beweisen, dass eine unbekannte Person eine beträchtliche Personenanzahl an unbekannte Orte geschleppt hat. Und das noch dazu gewerbsmäßig. Kaum legen wir einen Beweis auf den Tisch, fängt ein Geschnatter und Gewieher an, als wär's ein Kabarett. Da heißt es, wir würden nicht richtig übersetzen, die Taten nicht den Tätern zuordnen und dergleichen. Doch wir werden uns nicht unterkriegen lassen. Wir werden diesen Fluch aufdecken und dann ... dann werden wir ihn vernichten.“

„Sie meinen Tierschutzfluch in der Art der Wanderer attackierenden Rindviecher? Sagen Sie, was wissen Sie genau darüber? Hat der Inspektor etwa gar einen Ziegenfuß gefunden oder Spinne, Kröte, Dachs und ...“

Der Moik hörte schon nicht mehr hin. Er schien plötzlich wie verwandelt. Seine von jeglichen Blicken geleerten Augen starrten auf den Hörer, aus dessen Muschel ein leises Geplapper zu vernehmen war, während es dem Moik einen Strom an Gedanken durch das Hirn schleuderte.

„Wie ist das angenehm“, dachte sich Moik. „Jetzt ruht der Hörer am Telefon. Ein Telefonat mit der Presse ist so nutzlos wie eine Fruchtfliege über einem Obstkorb“, kam es schließlich dem Moik kurz in den Sinn.

Alles war nun ruhig.

Jeder Fluch ist, als würde der Wachhund der eigenen Wirklichkeit sich an einem Arsch festbeißen. Und kaum dreht man sich um, stellt man fest: Es ist der eigene.

Moik schreckte hoch. Doch das Trommeln kam diesmal nicht von Zwezlers Fingern, die in der üblichen Nachdenkpose über den Schreibtisch steppten. Es war der Regen. Der gute alte Regen.

Just als sich Moik im Metronom des Regens sammeln wollte, schnappte der Wachhund zu und ließ seine Lefzen auf Moiks Steißbein ruhen. Die prasselnden Tropfen auf der Renovierungsplane erinnerten an die Artillerie. Als eine Böe fast beiläufig eine wässrige Perlenkette an das Fenster klatschte, duckte sich unser Moik, weil er eine Salve vermutete.

Alles schien Moik kriegerisch: Der Graphitstaub, welcher sich um seinen praktischen Tischbleistiftspitzer, ein Geschenk der aufmerksamen Kollegen zum 200. Protokollabgleich, sammelte, konnte nur Schwarzpulver sein. „Verfluchter *dual use*“, dachte Moik voller Ingrimm und suchte seine eigenen Hände nach Schmauchspuren ab. Zu allem Überfluss hatte er sich heute mit Tonerfarbe angepatzt.

„Herr Inspektor!“, hallte die Praktikantenstimme nochmals in dem Gang, doch da bog er voller Motivation der ersten Polizeischnupperwochen schon um die Ecke und stand in Moiks Türrahmen.

15 Minuten später hatte er, ohne auf die Praktikumsbestätigung zu pochen, gekündigt, denn vor ihm kauerte Moik und versuchte, das Kainszeichen auf seiner Hand wegzurubbeln, was sehr schmerzhaft aussah. Ein besonders heftiger Windstoß hatte das Fenster auf- und die Flipcharts umgerissen. Moiks gebrochene Augen musterten ihn emotionslos und er hauchte kaum hörbar: „Packen Sie Ihre Sachen. Ich leide noch ein bisschen bis zur Frühpensionierung. Der Fluch hat Wien erreicht.“

your real crime inc.

CHICKLIT EMPFIEHLT FÜR SIE IMMER NOCH LADY BAG!

Sie lebt mit ihrer Greyhound-Hündin Elektra auf der Straße, an manchen Tagen sind die Menschen freigiebiger als an anderen. Wenn es regnet zum Beispiel, wollen die meisten ihre Geldbörsen nicht auspacken. Wenn sie der arthritischen Elektra die Pfoten verbunden hat hingegeben, können die Menschen gar nicht anders. Ab und zu ist eine_r aber auch einfach freundlich und sie bekommt den Morgenkaffee geschenkt oder sogar Schokokekse mit Milch.

Eigentlich lebt sie ganz gut so. Bis sie eines Tages in der Londoner Innenstadt dem Teufel begegnet. Dem, der ihr Leben zerstört hat. Der ihr das Herz in ein schwarzes Loch in der Mitte der Brust verwandelt hat, das droht, sie aufzusaugen. Der sie ins Gefängnis gebracht hat, weil sie naiv und verliebt war. Sie sieht ihn mit seiner Begleiterin und weiß, er wird es wieder tun. Aber ihre Warnungen werden ignoriert und die Dinge nehmen ihren Lauf.

Nach der beeindruckenden Trilogie über die Catcherin Eva Wylie ist jetzt endlich wieder ein Krimi von Liza Cody in deutscher Übersetzung erschienen. Nicht weniger überzeugend beschreibt sie diesmal das Leben der obdachlosen Baglady Angela May Sutherland. Auch dieses Buch ist kein gewöhnlicher Krimi, es ist darüber hinaus eine sprachlich überzeugende Kritik an den herrschenden Verhältnissen: An Armut, Gentrifizierung, Polizeigewalt, Trans*phobie und nicht zuletzt an Obdachlosenhass. Es zahlt sich aus, Lady Bag kennenzulernen.

Liza Cody: *Lady Bag*. Hamburg: Argument Verlag, 2014

SERIEN SIND DAS NEUE KINO. LEIDER!

In den letzten Jahren wurde das Fernsehformat Serie auf einen sehr hohen Thron gehoben: Der Begriff „Quality TV“ machte in jedem Feuilleton-Artikel die Runde, wenn es u.a. um *The Wire*, *The Sopranos* und *Breaking Bad* ging. Die Veränderungen der US-amerikanischen Fernsehlandschaft werden mit filmhistorischen Umbrüchen wie der Entstehung der Nouvelle Vague und des New-Hollywood-Kinos verglichen. Blicken wir kurz zurück: Serien entstanden – abgesehen von kleinen Ausnahmen – als ein günstiges, werbegetragenes Format. Bis in die 1990er Jahre konnte man in fast jede Serie auch nach mehrwöchiger Abstinenz wieder einsteigen, da die Erzählung für genau solch ein Fernsehverhalten konzipiert war. Doch durch die Entwicklung des sogenannten Pay-TV entstanden Produkte, die – da die Finanzierung von der Werbung entkoppelt war – neue Sehgewohnheiten anbieten. Wir sehen nun immer öfter fortlaufende, komplexe und vielschichtige Erzählungen: Wer hätte gedacht, dass statt einer überhöhten Darstellung von Familienidealen, die von außen geschützt werden sollten (*The Waltons*), nun die Familie, die Gesellschaft und das Verbrechen als Farce vorgeführt würden (*The Sopranos*)?

Aber gerade in der neu angelaufenen Serie *The Knick* von Steven Soderbergh zeigt sich auch ein schon länger immanentes Problem der ganzen Entwicklung von Quality TV: Die Hoffnung, die in vielen Zeitungsartikeln und wissenschaftlichen Abhandlungen zum Thema formuliert wurde, dass Profit auch aus Qualität entstehen kann, verkennt dann in der verständlichen Euphorie, dass den Produktionsbedingungen komplexe gesellschaftskritische Handlungen letztendlich

doch ziemlich schnuppe sind. Dass es in den letzten Serienproduktionen vermehrt nur noch auf eine filmisch ansprechende und oberflächlich schockierende Rahmenhandlung ankommen scheint – wie beispielsweise bei *The Knick* –, wäre ein Indiz für diese These. Die Komplexität, Vielschichtigkeit und Ambivalenz der Protagonist_innen bleibt vermehrt auf der Strecke. Die mit dem höheren Anspruch steigenden Produktionskosten der Serien vermindern auch die Risikofreudigkeit. Bei *The Knick* zeigt sich dies folgendermaßen: Die ansprechende Ästhetik, computeranimiertes New York von 1900 wird mit Synthiemusik der 1970er Jahre untermalt, gekoppelt mit einer abgründig wirkenden Hauptfigur. Clive Owen spielt hier einen drogenabhängigen Arzt, der in einem Krankenhaus viel Blut seiner Patient_innen verliert, da die Medizin noch in den Kinderschuhen steckt. So weit, so gut – doch die Erzählung ist so vorhersehbar und um Eindeutigkeit bemüht, dass es hier fast schon wieder möglich erscheint, auch nach einer Pause in die Serie wieder einzusteigen. So gesehen scheint es dem Qualitätsfernsehen ähnlich zu ergehen wie den ihm vermeintlich verwandten Kino-Wellen. Die Filme von New-Hollywood hauchten damals der in die Krise geratenen Filmbranche neues Leben ein. Dabei entstanden anfänglich sehenswerte gesellschaftskritische Filme, aber schließlich mündete diese Phase in die bis heute bestehende Form des Blockbusters. Trotzdem: Popcorn ist immer noch besser als „Gute Nacht, Jim-Bob“.

Erk Schilder

gossip

► Untere Weißgerberstraße 41, 1030 Wien.

Die nun schon 15. öffentliche **Ringvorlesung Gender Studies** an der Uni Wien, konzipiert und organisiert von Sushila Mesquita und Sigrid Schmitz, beschäftigt sich im kommenden Semester mit Bildpolitiken. Bilder sind niemals bloßes Abbild von Wirklichkeit, „Repräsentation ist niemals unschuldig“ (Abi-Sara Machold). Aus queer-feministischer und postkolonialer Perspektive sollen hegemoniale Repräsentationsregime hinterfragt und deren Wirkmächtigkeit kritisch analysiert werden. Dazu sprechen Sigrid Schmitz (7.10.), Linda Hentschel (31.10., 13 Uhr), Eva Flicker (4.11.), Araba Johnston-Arthur (9.12.), Mel Y. Chen (16.12.) und Katha-

rina Wiedlack (20.1.) Jeweils 18 Uhr Hörsaal B, Altes AKH, I Hof 2.10, Spitalgasse 2-4, 1090 Wien. Genaues Programm auf: <http://gender.univie.ac.at>

Am Mittwoch, den 8.10. ist auch für das **que[e]r** die Sommerpause wieder vorbei und es wird mit einer **que[e]r saison start party** begangen. Das weitere Programm findet sich in Kürze auf <http://queer.raw.at>. Immer mittwochs, 20 Uhr, W 23, Wipplingerstraße 23, 1010 Wien. Am 22.10. wird sich MALMOE im que[e]r die Ehre geben.

Am Freitag den 10.10. liest **Bettina Baläka** ihrem neuen Roman „**Unter Menschen**“ in der Buchhandlung Chicklit. 10.10., 19 Uhr, Kleeblattgasse 7, 1010 Vienna. [http://](http://chicklit.at)

chicklit.at

Am Samstag, den 11.10. findet der internationale dezentrale Aktionstag gegen TTIP, CETA & TiSA statt. Das Bündnis TTIP STOPPEN und der EU-weiten Koalition gegen TTIP rufen zu einem Aktionstag auf, um die laufenden Verhandlungen zu TTIP (Transatlantisches Freihandels- und Investitionsabkommen mit den USA), CETA (umfassendes Freihandels- und Investitionsabkommen mit Kanada), TiSA (Freihandelsabkommen zum Handel mit Dienstleistungen) und anderen Freihandelsverträgen zu stoppen. Alle Infos auf: www.stop-ttip.org und www.ttip-stoppen.at

Am Samstag, den 18.10. findet bereits

zum fünften Mal in Wien der „Home Movie Day“ statt. Erstmals in der Österreichischen Mediathek stehen Teams des Filmmuseums, des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte und Gesellschaft und der Mediathek selbst beratend für mitgebrachtes Film- und Videomaterial zur Verfügung. Jedes privat gedrehte Material – Urlaubsfilme, Stadtaufnahmen, Geburtstagsfeiern – kann mitgebracht, gesichtet und vorgeführt werden. 18.10.2014. 11 – 22 Uhr, Österreichische Mediathek im Marchetti Schlössel, Gumpendorfer Straße 95, 1060 Wien. Siehe www.mediathek.at/wiener-video-rekorder und www.filmmuseum.at

Am 24.10. findet unter dem Titel „Der Aufstand der Verlegten“ die Präsentati-

on zweier neuer Publikationsprojekte statt, die versuchen, die sich verschärfende Krise der Publikationsindustrie zu nutzen, um zukünftige Formen der Veröffentlichung zu erproben. *Kamion* ist eine Zeitschrift für politische Theorien und nützliche Nachrichten aus dem Alltag von Prekarisierung und Krise mit Redaktionen in Wien, Zürich und Berlin. Das neue eipcp-Projekt *transversal texts* besteht aus einem translokalen Blog, aus dem multilingualen Webjournal *transversal* und einer experimentellen Website zur Veröffentlichung von Büchern und E-Books in mehreren Sprachen. Panel und Fest mit Redaktionsmitgliedern und Autor_innen beider Projekte. 24.10.2014, 19 Uhr, depot, Breite Gasse 3, 1070 Wien, <http://diekamion.org> <http://transversal.at>

FESTIVAL WIEN Stadt

EYES ON – MONAT DER FOTOGRAFIE 28.10. – 30.11.14

KLEZMORE FESTIVAL 8. – 23.11.14

FLAMENCO FESTIVAL 15. – 23.11.14

BLUE BIRD FESTIVAL 20. – 22.11.2014

Fotos: Lukas Rande | Robert Bodnar, Whiteout, Horizon (B), 2013, Digitaler C-Print gerahmt, 70 x 105 cm | Thomas Kamey | Sagasig | Judith Stehlik, Heimat, 2017, C-Print Superglossy

Bezahlte Anzeige

**Wien.
Die Stadt
fürs Leben.**

Festival ist die Zeit verdichteter Kultur. In Wien gibt es an die 80 Festivals – Tendenz steigend – von den großen Ereignissen, wie der Viennale oder den Wiener Festwochen, bis hin zu den kulturellen Geheimtipps: Bei „Eyes On“ steht die Fotografie im Mittelpunkt, von hochkarätiger Fotokunst bis hin zu Schnappschüssen mit der Handkamera. Das „Klezmore Festival“ lädt Musikgrößen aus ganz Europa nach Wien ein. Das „Flamenco Festival“ bringt mit Tanz und Gitarrenklängen spanisches Flair nach Wien. Das „Blue Bird Festival“ feiert heuer sein 10-jähriges Bestehen; im Porgy & Bess darf man sich daher auf ein besonderes Programm freuen. Viel Spaß beim Besuch der Festivals!

www.eyes-on.at | www.klezmore-vienna.at
www.flamenco-festival.com
www.songwriting.at

Stadt Wien
Wien ist anders.

MALMOE

www.malmoe.org

MALMOE lädt ein!

Heftpräsentation der neuen Ausgabe, mit Diskussionsrunde zu einem der vielen interessanten und hochaktuellen Schwerpunkte

WANN? Mittwoch,
22. Oktober 20 Uhr

WO? Im que[er] in der w23,
Wipplingerstraße 23, 1010 Wien

**ab 21:00 Uhr Koffer-Disko
mit den MALMOE Koffer-DJs**

VIENNALE

Vienna International Film Festival

23. OKTOBER BIS 6. NOVEMBER 2014

A1 FREELINE 0800 664 014 • TICKETS AB 18. OKTOBER • WWW.VIENNALE.AT

WIEN KULTUR

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

A1

ERSTE BANK V'14
Hauptsponsor